

Ostdeutsches Judentum



„Eine der schönsten Beschäftigungen ist das hochinteressante und lehrreiche, aber leider nicht genügend beachtete Gebiet der Familienforschung. — Bei Gesprächen über dieses Thema hört man allerdings häufig die Bemerkung, daß solche Wissenschaft nichts einbringe. Aber ist denn ein materieller Vorteil immer notwendig? Die Erfolge sind anderer, vielschönerer Art: Erstickung des Familiensinns, erneuerte Heimatliebe“*).

Heinrich K. Heimann

*) Aus der in der „Lesestunde“, Zeitschrift der deutschen Buch-Gemeinschaft, (Jahrg. 4) erschienenen Artikelserie „Genealogische Forschungen. Ein Beitrag zur Förderung des Familiensinns“ von Heinrich K. Heimann.

OSTDEUTSCHES JUDENTUM

Tradition einer Familie

von

HEINRICH KURTZIG

Mit einem Vorwort

VON ERDMANN GRAESER

AUS DEM EULITZ VERLAG G. M. B. H. / STOLP [1927]

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 1927 by Eulitz Verlag, G. m. b. H., Stolp.



Druck von Fischer & Wittig in Leipzig

Vorwort

Jede Familie sollte ihren Chronisten haben, der Persönlichkeit und Schicksal der Vorfahren schildert, Abstammung und Verzweigung festlegt.

Das Werk müßte—nach Hinscheiden des ersten— von einem zweiten und dritten Chronisten fortgesetzt werden, so daß auch bürgerliche Geschlechter in ihrem Entstehen, Werden und Vergehen überblickt werden können.

Ansätze zu solchen Familienhistorien werden ja oft gemacht, bleiben aber zumeist Ansätze. Oder aber— was schon niedergeschrieben— wird später wieder vernichtet, entweder vom Verfasser selbst, dessen Anschauungen sich im Laufe der Jahre wandeln und der sich nun vielleicht der einfachen Verhältnisse seiner Vorfahren oder der eigenen Herkunft schämt und sie deshalb lieber verschleiert wissen will. Und noch häufiger geschieht es, daß Pietätlosigkeit oder Unkenntnis solche Aufzeichnungen vernichten, schon aus dem Grunde, weil man für die Chronik keine sichere Aufbewahrungsstätte findet und sie deshalb lieber verbrennt, als daß man sie in fremde Hände fallen ließe . . .

So werden viele Quellen verstopft, aus denen der wirkliche Historiker für ein umfassendes Werk

später einmal schöpfen könnte. Wertvolles Material geht verloren, das sich selbst in ganz schlicht gehaltenen, sich ganz bescheiden gebenden Darstellungen findet, wie in der vorliegenden Chronik einer jüdischen Familie aus dem Provinzstädtchen Inowrazlaw, gelegen im Lande „Kujawien“.

Menschenwege und Menschengeschicke tun sich auf, man sieht das Walten der Schicksalsmacht, aber auch des Zufalls, der nicht minder mächtig einem Leben Richtung gibt. Tatsachen sprechen eine eindringliche Sprache, erwecken Mitgefühl und Bewunderung, wenn man sieht, mit wie ungehemmter Kraft trotz schweren Unglücksfällen eine niedergerungene Existenz sich wieder zum Erfolg durchkämpft. Jüdisches Denken, Empfinden, Handeln wird offenbar — ohne Fabulierung oder Schönfärberei.

Und das alles, nur weil einer aus liebevollem Herzen das Bild seiner Vorfahren der Nachkommenschaft erhalten wollte. Wenn er diese Aufzeichnungen nun dem Druck übergeben hat, werden sie auch Fernstehenden zugänglich, die — verwundert und bewundernd — die von einer einzelnen Familie geleistete kulturelle Arbeit erkennen.

E r d m a n n G r a e s e r.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort von Erdmann Graeser	V
Erstes Kapitel. Die erste Industrie in Kujawien. — Saul Wahl, der jüdische Eintags- könig in Polen. — Vom Barbier zum praktischen Arzt. — Eduard Bern- stein	1
Zweites Kapitel. Eine westpreußische Dichterin. — Bogumil Goltz. — Aron Bernstein. — Vom jüdischen Lehrer zum Bischof. — Erlebnisse ostdeutscher Juden in Alaska, Hawaii und Sumatra. — .	32
Drittes Kapitel. Vom Hausierer zum amerikanischen Major und Rechtsanwalt	64
Viertes Kapitel. Öl-, Zucker- und Cichorien-Industrie in der Ostmark	88
Fünftes Kapitel. Jüdische Anekdoten	102
Sechstes Kapitel. Kunstleben in einer ostdeutschen Kleinstadt. — Julius Stettenheim. — Emil Palleske. — Raimund von Zur- Mühlen. — Therese Rothauser. — David Popper. — Heinrich Ernst. — Georg Schumann. — Max Stange. — Bruno Hinze-Reinhold. — Werner Al- berti. — Bella Alten. — Adele Sand- rock. — Adelina Patti	116
Siebentes Kapitel. Eine deutsche Siedlung in Polen. — Ein jüdischer Landwirt	146
Achtes Kapitel. Abschied eines ostdeutschen In- dustriepioniers von Arbeit und Leben	158
Erläuterungen zu den im Buche vorkommenden hebrä- ischen Ausdrücken	161
Alphabetisches Namensverzeichnis	162

ERSTES KAPITEL

Die erste Industrie in Kujawien. — Saul Wahl, der jüdische Eintagskönig in Polen. — Vom Barbier zum praktischen Arzt. — Eduard Bernstein.

Das kleine Städtchen und seine Umgebung wies keinerlei Naturschönheiten auf. Vom Meere war es viele, viele Meilen entfernt und ebenso von den Bergen. Es lag in der Norddeutschen Tiefebene hart an der russischen Grenze. Kein Fluß, kein See, kein Wald verschönten das Landschaftsbild. Es war ein kleines polnisch - deutsches Provinzstädtchen, aber es herrschte in ihm gegen Orte mit gleicher Einwohnerzahl ein gewisses großstädtisches Leben. Das lag an der stark entwickelten Industrie und der großen Zahl von Großgrundbesitzern, die ihre regen geschäftlichen Beziehungen mit den Kaufleuten der Stadt unterhielten.

Vor dem Deutsch - Französischen Kriege hatte Inowrazlaw, so hieß der Ort, noch keine Eisenbahn. Die nächste Bahnstation war Bromberg. Die gelbe Postkutsche mit dem Postillon, der auf dem Posthorn sein Liedlein blies, war das einzige offizielle Verkehrsmittel.

Die Provinz Posen und besonders der nordöstliche am linken Ufer der Weichsel gelegene, an Rußland grenzende Teil, in welchem Inowrazlaw lag, war noch zum größten Teil von Polen bewohnt. Das Land um Inowrazlaw hatte die besondere Bezeichnung „Kujawien“. In alten Zeiten war Kujawien ein eigenes Fürstentum. Der Bischof von Kujawien residierte in Wloclawek, und er hatte zeitweise das Recht, den polnischen König zu krönen. Zum Königreich Polen gehörte Inowrazlaw bis zur ersten Teilung im Jahre 1772. Seit dieser Zeit gehörte die Stadt zum Preußischen Staat. Friedrich der Große soll sie mit dem nicht sehr schmeichelhaften Titel der schmutzigsten Stadt seiner ganzen Monarchie bezeichnet haben.

Als Aron Kurtzig, mein Vater, aus seiner Heimat, einem schlesisch-posenschen Grenzstädtchen, zum erstenmal nach Kujawien kam, war es ein Land, in dem noch die Wölfe heulten. Die Landleute, dem Schnapsteufel ergeben, wohnten in schmutzigen Dörfern, in elenden, mit Stroh gedeckten Lehmhütten. Es gab keine Chausseen und die Landwege waren bei Regenwetter fast unpassierbar. Nur mit vier Pferden bespannte Wagen konnten den „kujawischen Dreck“ überwinden. — Als Napoleon I. auf einer Landstraße in der Nähe von Inowrazlaw mit seinem Gefährt in Schmutz und Schlamm stecken blieb, soll er ausgerufen haben: „Und das nennen sie ein Vaterland!“

Im Gegensatz zu den armen Dienstleuten waren die Gutsbesitzer wohlhabend, aber in ihren Herrenhäusern herrschte auch meist wenig Sauberkeit und Bequemlichkeit. Ich entsinne mich noch eines Besuches mit meinem Vater bei einem sehr reichen Gutsbesitzer: Die Tapeten hingen in Fetzen von den Wänden herunter, es war trotz der grimmen Kälte nur ein Zimmer im Herrenhause geheizt; Stühle waren nicht genügend vorhanden. Ungeniert lud die Gutsherrin meinen Vater mit den Worten ein: „Proszę na łóżko“. „Bitte nehmen Sie auf dem Bett Platz.“ Diese liebenswürdige Nonchalance war für die polnischen Damen typisch.

Hier will ich ein amüsanteres Geschichtchen einflechten, das sich einmal auf einem polnischen Gutshofe abspielte: Zwei jüdische Handelsleute wurden an einem strengen Wintertage von einem heftigen Schneegestöber bei einbrechender Nacht überrascht, und es war ihnen unmöglich, noch die Stadt zu erreichen. Sie waren in der Nähe eines Gutshofes und zogen am Herrenhause die Klingel. Dem Gutsherrn klagten sie ihre Not und baten um Nachtquartier. Bei einem deutschen Gutsbesitzer hätten sie es nicht gewagt; bei einem Polen hatten sie Antisemitismus weniger zu befürchten. Der Gutsherr befahl seinem Diener, den beiden Juden den Sommerpavillon, der sich im Park befand, für die Nacht zur Verfügung zu stellen. Sehr mollig war es in diesem Sommerpavillon allerdings nicht.

Es war ein sehr leichtes, hölzernes Bauwerk mit schlecht schließenden Fenstern, durch welche Sturm und Schnee hineinwehten. Zitternd vor Kälte kauerten sich die beiden stumm in eine Ecke, bis der eine von ihnen ausrief: „Ein Glück von Gott, daß uns der Herr bei dieser Kälte in den Sommerpavillon geschickt hat, unser böses Ende hätte ich nicht sehen mögen, wenn er uns seinen Winterpavillon zur Verfügung gestellt hätte, da wären wir sicher erfroren.“

So wenig reizvoll auch Kujawien in bezug auf Naturschönheiten war, das Bild, das die Fülle üppiger Getreidefelder bot, war überraschend und entzückend. Dieser schwarze, fette kujawische Boden war von einer Fruchtbarkeit, wie der Acker in der Magdeburger Börde. Soweit das Auge reichte, sah man wogende Roggen- und Weizenfelder; die anspruchsvolle Gerste gedieh ebenso wie Hafer und Klee und der sehr guten Boden verlangende Raps. Die gelben duftenden Rapsfelder waren es in hervorragendem Maße, die das Interesse meines Vaters erweckten. Er wußte, daß die kleinen runden schwarzen Rapsfrüchte ein wertvolles Öl enthielten und daß sie zum Zwecke der Verarbeitung erst nach Stettin und Berlin in die Ölfabriken geschickt wurden, um dann als Brennöl und als Ölkuchen, einem ausgezeichneten Viehfutter, zurückgeführt zu werden. Inowrazlaw mit seiner fruchtbaren Umgebung war das Zentrum

des Rapsbaues und der Ölkuchen - Konsumtion. Hier war der Ort für eine große Ölfabrik, das erkannte mein Vater. Aber er sah auch ein, daß hier die Hauptmaterialien für einen Dampfmaschinenbetrieb, nämlich Brennmaterial und Wasser, fehlten. Es galt zu untersuchen, ob es möglich sei, Herr dieser Schwierigkeiten zu werden.

In Inowrazlaw gab es nur einige wenige Brunnen; die Hausfrauen mußten sich das zur Hauswirtschaft benötigte Wasser von den ziemlich entfernt liegenden Brunnen ins Haus tragen lassen, wo in der Küche die Wassertonne mit der blechernen „Schöpfe“ stand. Ein Luxus war es, sich von den durch die Straße ziehenden Wasserverkäufern einen Eimer Wasser, der 6 Pfennige kostete, zu kaufen. Ein rationeller Dampfmaschinenbetrieb war unter solchen Umständen nicht denkbar. — Eines Tages entdeckte mein Vater in einem etwas außerhalb der Stadt gelegenen Gartengelände eine, wenn auch schwache, Quelle, die nach kurzem Lauf allerdings wieder im Erdboden versickerte. Auf diese setzte er seine Hoffnung. — Nun kam die Frage des Brennmaterials. Holz und Kohlen gab es weit und breit nicht. Das für die Hauswirtschaft notwendige Brennholz kam aus den königlichen Forsten, die aber etwa 20 Kilometer von der Stadt entfernt waren. Also mit diesen konnte man Dampfkessel nicht betreiben, abgesehen davon, daß Holz mit seinen verhältnismäßig geringen Ka-

lorien kein für Dampfkessel rationelles Heizungs-material ist; es müßte denn sein, daß das Holz wie bei Sägemühlen unmittelbar neben dem Kessel als Abfallprodukt zur Verfügung steht. Zum Glück entdeckte mein Vater in Batkowo, einem in der Nähe von Inowrazlaw gelegenen Dörfchen, umfangreiche Torfwiesen, die ausgestochen werden konnten. Hat der Torf auch nicht im entferntesten die Heizkraft der Kohle, so kam er doch als Brennmaterial zur Erzeugung von Dampf wohl in Frage. Um unter so schwierigen Verhältnissen, wie sie mein Vater vorfand, eine neue Industrie, ja überhaupt erst Industrie und noch dazu an einem so weltentlegenen Orte, einzuführen, waren drei Voraussetzungen notwendig: Intelligenz, Tatkraft und eine verständnisvolle Lebensgefährtin. Die ersten beiden besaß mein Vater, das geliebte Weib gewann er in einer Tochter des Inowrazlawer Arztes Dr. Kühlbrand.

Die Lebensgeschichte Dr. Kühlbrands ist interessant genug, um sie zu erzählen.

Seine Familie stammte wie so manche andere, die sich gleicher Herkunft rühmt, von dem sagenumwobenen jüdischen „König von Polen“, Saul Wahl *), ab, der als Enkel des berühmten Rabbi

*) Vergl. Ph. Bloch. Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen. Jahrgang IV 1889 und Arthur Kronthal, Mitteilungen der Gesellschaft für jüdische Familienforschung Jahrg. II, Heft 6. Berlin 1926.

Meir, eines der bedeutendsten rabbinischen Autoritäten des 16. Jahrhunderts, im Jahre 1550 in Padua geboren, als Talmudjünger nach Polen kam. Saul Wahl wurde später Rat des Fürsten Christoph Nikolaus Radziwill, und bei einer der Königswahlen — Polen war in jener Zeit bekanntlich ein Wahlkönigreich — soll er inmitten der Parteikämpfe, nach dem im Jahre 1586 erfolgten Tode Stephan Bathoris provisorisch eine Nacht lang, nach Berichten einiger wirklich die Krone des polnischen Reiches, nach anderen die Präsidentschaft des Wahltages übernommen haben*).

Zu dieser in mehreren jüdischen Familien in jahrhundertelanger Tradition den Nachkommen immer wieder erzählten Geschichte, die den Charakter einer Fabel an sich trug, hat Z. H. Edelmann in London Familiennachrichten und literarische Dokumente gesammelt und mit außerordentlich reichen Belegen zusammengestellt, von denen die wichtigsten der kostbaren Sammlung hebräischer Manuskripte in der Bibliothek der Bodlejana zu Oxford entnommen sind. Nach diesen gewinnen die oben erwähnten Erzählungen für mich erheb-

*) Zur Zeit Wladislaw Jagellos und seiner Nachkommen hatte die Union mit Littauen, wo die Jagellonen in der Herrschaft erbberechtigt waren, der jedesmaligen Königswahl die Richtung gewiesen. Als mit dem Erlöschen des Jagellonen-Stammes aber diese einengende Bindung fortfiel, gab es in Polen in der Zahl der nominierten Thronkandidaten keine Einschränkung mehr.

lich an Wahrscheinlichkeit, besonders noch mit Rücksicht auf Nachstehendes:

In unserer Familie nämlich hat sich ein Vetter meiner Mutter, der Vater des durch seine „Studien über die electricen Ströme in den Nerven“ bekannten Hallenser Physiologen Julius Bernstein, der Schriftsteller Dr. Aron Bernstein, auch mit der Geschichte des interessanten Vorfahren beschäftigt. Aron Bernstein bearbeitete sie in seiner Novelle „Mendel Gibbor“ *) nach den mündlichen Überlieferungen einer würdigen Großmutter, die ihre Jugendjahre im Hause eines Urenkels von Saul Wahl in Kutno verlebte, wo sich noch ein von Wahl eigenhändig geschriebenes, mit goldenen Buchstaben auf dem Einbanddeckel verziertes Stammbuch befand. Bernstein läßt „die alte blinde Malkoh“, eine Hauptfigur seines Buches, folgende, von mir zusammengefaßte, Darstellung geben:

In Padua, in Italien, hat gelebt Rabbi Meier, der da geschrieben hat die großen Kontroversen und Gutachten, die man in der Welt nennt nach ihm: „Maharam Padua“. Wie er gestorben ist, hat er hinterlassen einen Sohn, der hat geheißen Schmul Juda und den haben sie in Padua gemacht zum Rabbiner. Schmul Juda hat gehabt einen jungen Sohn, der hat Schaul geheißen, und der ist ausgewandert, um Gelehrsamkeit zu lernen von Ge-

*) Novellen von Aron David Bernstein, Siebente Auflage. Berlin 1892. Verlag von Freund & Jeckel.

meinde zu Gemeinde, bis er ist gekommen nach Brisk in Polen und da ist er geblieben.

In jenen Zeiten ist nit gewesen ein König im Lande Polen, dem man die Krone hat erblich gegeben. Nur die Fürsten sind zusammengekommen und haben unter sich gewählt Einen, der über sie regieren soll etliche Jahr. Und von den Fürsten ist einer gewesen, der hat geheißen Radziwill, der ist klüger gewesen und gelehrter denn die anderen; er ist gereist gewesen nach Rom und hat viele Sprachen können reden und lesen ihre Bücher. — Er ist Fürst gewesen von vielen Provinzen (und hat große Gewalt gehabt und ihm hat auch gehört die Stadt Brisk, wo Schaul hat gelebt und sich niedergelassen hat. Und Schaul hat Gunst gefunden in den Augen von Fürst Radziwill; denn Schaul ist ein sehr kluger Mann gewesen und hat auch in Italien gelernt alle Weisheit und Sprachen der Völker. Da hat der Fürst ihn erhoben und hat ihn zu seinem Rat gemacht.

Und einmal haben sich die Fürsten wieder müssen wählen einen König und sie sind zusammengekommen in Krakau *), und der Fürst Radziwill ist auch dort gewesen und hat sich Schaul mitgebracht. Da sind unter den Fürsten große Streitigkeiten gekommen und sie haben beieinander ge-

*) Offenbar eine dichterische Freiheit Bernsteins: Ihm wird nicht unbekannt gewesen sein, daß die polnischen Königswahlen damals nicht in Krakau, sondern auf dem Felde Wola bei Warschau stattfanden.

sessen lange Zeiten, und die Streitigkeiten sind immer größer geworden, je näher der Tag ist gekommen, wo sie haben wählen müssen den König. Und wie dagewesen ist der Tag, sind die Gewalthaber geworden so wild und erbittert gegeneinander, daß eine Partei hat gezogen die blanken Schwerter und hat geschworen, es soll gar viel Blut werden vergossen, wenn man tun wird gegen ihren Willen. Da ist der Streit sehr hitzig geworden und der Fürst Radziwill hat gesehen, daß das ein Verderben sein wird für das ganze Land, wenn man nit wird verhüten können die Wahl. Da hats ihm Gott eingegeben in seinen Verstand, was da ist zu tun; und wie es die letzte Stunde ist gewesen und alle haben herausgerissen gehabt ihre blanken Schwerter und jeder hat in Zorn geschworen, daß er es wird rauchend machen von Blut, wenn man tun wird den Willen von seinem Feind, da ist der Fürst Radziwill heraufgesprungen auf den Tisch und hat gerufen mit lauter Stimme:

„Hört zu, ihr Herrscher von Polen, ich will Euch machen einen König für diese Nacht, der da wird nehmen die Kron', um unsere Wahlzeit zu verlängern, und er wird sie niederlegen morgen früh, daß wir sie geben können jedem, den wir werden später wählen in gemeinsamer Übereinstimmung; und der König von heut Nacht soll nit sein einer, der da Gewalt kann tun gegen uns, der König von heut Nacht soll sein mein Jude Schaul!“

Und der allmächtige Gott, der da liebt Israel und hat wollen zieren unser Haus mit der Krone des Königtums, hat gelenkt die hitzigen Herzen von den Fürsten nach seinem Willen und sie haben alle einstimmig gerufen: Möge Schaul, der Jud', sein unser König heut Nacht! Und sie haben Schaul hereingebracht in derselbigen Stunde und haben ihm angetan die königlichen Gewänder und auf seinen Kopf gesetzt die Kron und in seine Hand gegeben das goldene Szepter, und umgürtet seine Lenden mit dem königlichen Schwert und umgehungen um seinen Hals die Kette mit dem Siegel, und haben ihn gesetzt wie einen König auf seinen königlichen Thron, und sie haben alle gerufen, wie der Fürst Radziwill gesagt hat: Es soll leben unser Herr, der König Schaul!

So ist gekommen auf unseren Ältervater Schaul nach dem Willen von Gott die Krone des Königtums auf eine Nacht; aber die Königswürde ist nit gewichen von ihm all die Tag seines Lebens. Und der heilige Gott hat noch in derselbigen Nacht den König gesegnet mit großer Weisheit und er sprach: „Jetzund will ich ein Werk tun für meine Brüder, über die genannt ist Sein heiliger Name.“ Und er hat geschrieben eigenhändig die Krakauer Verordnungen (Die Gerechtsame der Juden in Krakau) die kein König mehr nach ihm hat vernichtet — am Morgen hat er niedergelegt die Kron, daß sie aufs neue einen König mögen wählen.

Von da ab ist sein Haus gesegnet worden mit Herrlichkeit. Wie er ist zurückgekehrt nach Brisk, sind vor seinen Stuhl gekommen alle Fürsten und Grafen und Herren, und alle Räte von allen Ecken der Welt und haben gefragt nach seinen Ratschlägen und haben Geschenke gebracht in sein Haus. Aber der König Schaul hat getrachtet nach guten Werken. Er hat gebaut die Schul' und das Beshamidrasch und das Krankenhaus und eine ganze Gass' für Witwen und Waisen und das Gemeindehaus und das Rabbinatshaus. Er hat Bücher gekauft von großer Pracht und Schönheit, er hat Gelehrte und Studierende um sich versammelt und hat sie gespeiset an seinem Tisch und er hat gelebt, bis sein Tag ist gekommen, daß die Gelehrten haben eingeschrieben von ihm in ihren Werken: Wer nit gesehen hat Schaul in seiner Königswürde, der hat nit gesehen all sein Lebtag Gelehrsamkeit und Herrlichkeit auf einem Ort.“

So weit die Erzählung Dr. Bernsteins.

Saul Wahl hatte fünf Söhne und zwei Töchter, deren Ehen entstammten nun zahlreiche zum Teil sehr angesehene und reiche Familien. Zu letzteren, den Reichen, gehörten die Eltern Dr. Kühlbrands nicht. Diese wohnten in dem kleinen Städtchen Fordon bei Bromberg und lebten, als mein Großvater im Jahre 1782 geboren wurde, in den dürftigsten Verhältnissen.

Der Knabe half mitverdienen, indem er in den

frühen Morgenstunden für einige Groschen Entlohnung Milch in die Häuser austrug. Einmal passierte ihm das Mißgeschick, daß er mit dem schweren, tönernen Milchkrug an einen Stein anstieß. Der Krug zerbrach, die Milch floß aus, und weinend und schluchzend stand der Knabe da. Dieses kleine Unglück brachte aber eine Wendung für sein Leben. Ein vorübergehender Herr erkundigte sich teilnahmsvoll nach seinem Leid und er fand Gefallen an dem hübschen, aufgeweckten Jungen. Der Herr, ein christlicher Lehrer, nahm sich des Knaben, der bis dahin noch kein Wort deutsch lesen und schreiben konnte, — er hatte nur hebräisch gelernt und Talmud studiert — an und erteilte ihm kostenlos Unterricht im Deutschen und anderen Fächern. Auch der Fordoner Chirurg und Apotheker Jakob interessierte sich jetzt für ihn und nahm ihn als Lehrling in sein Laboratorium. Der Apothekerlehrling heiratete später Jakobs feingeistige Tochter Laura. Sie war trotz einer siebenjährigen Brautzeit bei ihrer Vermählung erst zwanzig Jahre alt, denn man hatte sie als Dreizehnjährige verlobt.

In diesem Zusammenhange möchte ich bemerken, daß eine zweite Tochter Jakobs sich mit einem Kollekteur Bernstein vermählte, dem Vater Aron und Jacob Bernsteins, welcher letzterer Lokomotivführer wurde und als solcher einmal durch seine Achtsamkeit und Energie dem damaligen König

Wilhelm I. das Leben rettete. Ein Sohn von ihm ist der bekannte sozialistische Schriftsteller Eduard Bernstein, der an verschiedene Auslegungen der Karl Marxschen Theorien die kritische wissenschaftliche Sonde legte und dadurch seinerzeit der revisionistischen Bewegung in der deutschen Sozialdemokratie starken Anstoß gab. So wenigstens hat Bernstein mir gegenüber diese seine Tätigkeit charakterisiert. Ich glaube aber, daß er sich da allzu bescheiden hingestellt hat und daß diejenigen recht haben, die, wie z. B. Professor Mombert, sagen, daß das Vorgehen Bernsteins den Grund zu der Bewegung, die man als die revisionistische zu bezeichnen pflegt, gelegt hat.

Nach dieser kurzen politischen Abschweifung zurück zu unserm Urahn Apotheker Jakob, der seinen Lehrling, der damals noch Juda Beinesch hieß, zu einem Chirurgen nach Schwetz brachte, wo er „Doctor lernen“ sollte. Aber es hielt den Knaben, der einen außerordentlichen Bildungsdrang hatte, nicht lange in Schwetz. Er wanderte nach einiger Zeit nach Berlin, wo er sich mehrere Jahre als Barbier und Heilgehilfe kümmerlich durchschlug, während ein Student, dessen Bekanntschaft er gemacht hatte, ihm weiteren Unterricht erteilte. Seine Not war damals so groß, daß er eine Zeit lang Krankenwärterdienste in der Nacht bei einem Epileptiker tat; dadurch hatte er ein ganz kleines Einkommen, ein warmes Zimmer und

Licht, und er aß die Reste der Speisen, die der Kranke übrig gelassen hatte. In den Pausen zwischen den epileptischen Anfällen lernte er. Nach rastlosen in solcher Weise meist in den Nächten betriebenen Studien brachte es Beinesch so weit, als Extraneeer an einem Gymnasium in Berlin das Abiturientenexamen zu machen und sich als Student der Medizin immatrikulieren zu lassen. Durch einen glücklichen Zufall kam er in das Haus eines Kommerzienrates Epenstein, dessen Sohn er Nachhilfestunden gab. Epenstein lieh dem jungen Studenten 300 Taler. Nachdem dieser sein Staatsexamen gemacht und zum Doktor promoviert hatte, sagte ihm sein Gönner, daß er mit dem Namen Juda Beinesch schwer durch die Welt kommen würde und veranlaßte ihn, den Namen Gottlieb Kühlbrand anzunehmen, denn er solle ja „den Brand der Kranken kühlen“. Das war im Jahre 1813. Seine Lehrer, denen er besonders viel zu danken hatte, waren Hufeland und der berühmte Kliniker Johann Christian Reil, der dem damaligen Minister von Schuckmann ein Projekt unterbreitete, im Berliner Schloß Monbijou eine ländliche Irrenanstalt einzurichten, in welcher die Irren Viehzucht und Ackerbau betreiben und Theaterstücke aufführen sollten. Dieses Projekt wurde damals mit Spott abgelehnt. Erst 70 Jahre später hatte man für Reils Ideen Verständnis bekommen.

Dr. Kühlbrand wurde gleich nach seiner Promo-

tion eine Stellung im Militärlazarett zu Gumbinnen angetragen, wo damals eine furchtbare Typhus-Epidemie herrschte, der bereits mehrere Ärzte zum Opfer gefallen waren. In seiner Begeisterung nahm er den gefährlichen Posten an, und nach Beendigung des Krieges erhielt er von dem vorher erwähnten Minister von Schuckmann ein Handschreiben voller Anerkennung für seine treuen ärztlichen Dienste im Militärlazarett mit dem Anerbieten einer Kreis-Physikatsstelle; allerdings mit der Bedingung, sich taufen zu lassen. Das lehnte Kühlbrand, der bis zu seinem Tode dem Judentum treu anhing und nie nach äußeren Ehren strebte, ab. — Noch einmal erhielt er seitens der Regierung ein ehrenvolles Anerbieten; es war im Jahre 1848. Wie er sich zu diesem stellte, geht aus seinem an den Regierungsrat le Viseur in Posen gerichteten Briefe hervor.

Leider ist aus diesem Schriftstück nicht deutlich ersichtlich, welcher Art das Anerbieten war, das Doktor Kühlbrand damals gemacht wurde, doch will es mir scheinen, daß es sich um eine Beamtenstellung handelte, da er in dem Briefe betont, er wolle den Beruf eines praktischen Arztes, an dem sein Herz hing, nicht zugunsten einer anderen Tätigkeit aufgeben, also etwa um den Posten eines Regierungs-Medizinalrates.

Der fragliche Brief lautete:

„Mein alter hochverehrter Freund! Ich muß für

den ehrenvollen Auftrag, mit dem Seine Exzellenz, der Herr Oberpräsident, mich beehrt hat, ehrfurchtsvoll danken. Ich habe unserm allgeliebten Könige 1813, wo ich nach Gumbinnen ins dortige Lazarett mit Freuden ging, gedient, auch 1814 in Bromberg dem russischen Kaiser, aber jetzt bin ich alt, habe bereits 66 Jahre zurückgelegt und möchte meinem fest vorgesetzten Ziele treu bleiben. Ich fühle mich mehr dazu berufen, die Leiden der Kranken zu lindern, als zu der Angelegenheit, derentwegen ich mich nach Berlin begeben soll. Du wirst daher Seiner Exzellenz, dem Herrn Oberpräsidenten, in meinem Namen danken für die ausgezeichnete Ehre, die mir geworden ist.“

Ein Bild von Dr. Kühlbrands ärztlicher Tätigkeit entnehme ich dem Manuskript eines Zeitgenossen, der die Zustände während der im Jahre 1831 wütenden Cholera schildert: „Von Asien kam die Cholera und zog über ganz Europa hin. Man suchte dieses Ungetüm in der Luft, man fand es nicht; man meinte, es hänge sich an die Bekleidung des Menschen und wollte es mit Rauch und Dämpfen vertreiben, aber es zog mit ihm in siegendem Hohn. Man durchstach Briefe und Pakete aus Furcht, daß es dort niste. Umsonst! Es wandelte seine düstere sichere Straße, brach ein in die Hütten der Armut und des Elends, es verschonte aber auch die Häuser der Reichen nicht. Die Kalkgruben verschlangen tausende von Leichen. — Man konnte nur schwer

Krankenwärter schaffen; Damen, gewöhnt an die zarteste Behandlung, wurden mutigen, aber brutalen Krankenwärtern überlassen. Der Unterschied der Geschlechter war vergessen und verdrängt von der Todesangst. —

Die Ärzte suchten nach Heilmitteln und fanden keine, denn was dem einen das Leben zu erhalten schien, wirkte scheinbar tödlich auf den anderen. Man verweigerte dem von innerer Glut Verbrennenden einen kühlenden Trunk, während der Instinkt unbewachte Kranke dazu trieb, sich an Wasser und saurer Milch Erquickung und Heilung zu verschaffen. In Inowrazlaw war die Krankheit in ihrer ganzen Furchtbarkeit und Zerstörungswut aufgetreten. Alle gegen die Ansteckung getroffenen Vorkehrungen hatten sich als zwecklos erwiesen. — Da mußte man den frommen Eifer Dr. Kühlbrands sehen, wie er im vollen Bewußtsein der Gefahr, die ihn so gut wie jeden andern bedrohte, ruhig und unerschütterlich ihr entgegentrat. Die Ärzte trugen damals einen schwarzen Wachstuchmantel mit einer ebensolchen Kopfbedeckung und ebensolchen Handschuhen, um sich gegen Ansteckung zu schützen. Kühlbrand ließ sich nicht dazu bewegen, diese Kleidungsstücke anzulegen, voll zarter menschlicher Rücksicht gegen die Kranken, welchen er den erschreckenden Eindruck dieser unheimlichen Tracht ersparen wollte. Er ging, Gott im Herzen, mit Festigkeit seinen gefährlichen

Weg. — Monatelang war die Haustür des Arztes auch nachts unverschlossen, damit jeder sofort ins Haus kommen konnte, der Hilfe suchte. — Doktor Kühlbrand lag in der Zeit nachts angekleidet auf dem Sofa, um ungesäumt zu folgen, wenn er gerufen wurde. — Er blieb bei all diesen Anforderungen derselbe liebevolle Tröster der Leidenden, der ihnen durch seine tiefreligiöse Überzeugung und seinen Glauben an Gottes Vorsehung mildérnden Trost spendete. Er verlieh seiner Umgebung Ruhe und Seelenstärke, er lehrte Selbstvergessenheit, mehr durch sein Tun, als durch Worte.

Wenn ich an diese unerhörten Anstrengungen Kühlbrands denke, dann kann ich nur sagen, Gottes Schutz und seine eigenen Seelenkräfte haben ihn erhalten.“

Die Zeit, in der in Preußen auch ungetaufte Juden als Kreisphysici angestellt wurden, hat mein Großvater nicht mehr erlebt, aber er konnte wenigstens den Beginn einer für die Juden neuen staatsbürgerlichen Epoche ahnen, als er anlässlich seines 70. Geburtstages am 18. August 1852 als einer der ersten, vielleicht gar als erster Jude in Preußen, mit dem Roten Adlerorden dekoriert wurde. — Über die Feier seines 70. Geburtstages fand ich in alten Familiendokumenten die Beschreibung eines Augenzeugen, die ich hier folgen lasse:

„Der 70. Geburtstag Dr. Kühlbrands war freudig begrüßt worden; nur die frühe Morgenstunde ge-

hörte der Familie ganz allein. Im Laufe des Tages fand eine Art Wallfahrt nach des Jubilars Hause statt. Der Tag schien ein allgemeines Freudenfest zu sein, gefeiert von Arm und Reich, von Alt und Jung. Von fern und nah kamen Gratulationschreiben, Beamte überreichten den Roten Adlerorden. Prediger, Rabbiner, Deutsche und Polen, Aristokraten und Arbeiter, Kaufleute und Krämer, vornehme Damen und arme Frauen, Kinder, die auf den Armen getragen wurden, mit Blumen in den Händchen, und Greise, zitternd am Stock: alles drängte sich mit liebender Verehrung herbei. Jeder brachte seine Gabe: Der Reiche standesgemäß, der dichtende Freund Gedichte, die Liebe und Anerkennung atmeten, die geistvollen Redner Worte, die aus dem Herzen kamen; gar manche die aufrichtige Träne der Dankbarkeit, geweint auf die liebe Hand, die so oft beruhigend und tröstend die ihrige drückte — mancher Handwerker hatte seine Werkstatt geschlossen und erschien im Sonntagsstaat. Kaufleute hatten die Läden nicht geöffnet, bis sie dem allgemeinen Freunde und Helfer ihren Dank gebracht, kurz: es war ein Volksfest. Die Stadt hatte ein großes Festessen für den Abend in dem mit reichen Blumen festlich geschmückten Saale arrangiert, wo sich eine so bunt gemischte Gesellschaft eingefunden hatte, wie sie dort noch nie gesehen worden war. Inowrazlaws Kreise, getrennt durch nationale, religiöse und andere Vor-

urteile, hatten sich bei diesem schönen Friedensfeste vereint zusammengefunden.“

Ein Jahr nach diesem Ehrentage starb Dr. Kühlbrand. In seinem Testamente standen folgende für ihn charakteristische Sätze:

„Ich bestimme, daß auf meinem Leichensteine nichts Prunkendes stehen soll.

Ich überlasse es meinen Kindern, ob mein Name in deutscher oder hebräischer Schrift hingésetzt wird.

Ich wünsche ferner, daß meine Kinder nicht zuviel weinen mögen, sich überhaupt als Gebildete, Gottergebene benehmen sollen. Auch entbinde ich sie von der Schiwuh und vom Kaddisch.“

Letztere Bestimmung erscheint um so merkwürdiger, als dieser treue Jude trotz seiner ausgedehnten Stadt- und Landpraxis wohl kaum einen Tag vorübergehen ließ, an welchem er nicht das „Besamidrasch“ aufsuchte, um zu „lernen“.

Dr. Kühlbrand hatte fünf Töchter: Johanna, Henriette, Bertha, Rosalie und Emma. In die Jüngste verliebte sich mein Vater; nicht anders erging es Emma Kühlbrand, und sie vermählten sich. Zwischen meinem Vater und seinem Schwiegervater war ein Freundschaftsverhältnis erstarkt, das sich zu einem ganz besonders innigen gestaltete. Nun stand für meinen Vater der Entschluß fest, Inowrazlaw zu seiner zweiten Heimat zu machen und hier sein Lebenswerk, eine Dampf-

Ölfabrik zu errichten. — Die schweren Maschinen: Dampfkessel, Dampfmaschine, Kollergänge, hydraulische Pressen, Pumpwerke usw. mußten herangeschafft werden. Bis Bromberg kamen sie mit der Eisenbahn und zu Wasser, aber von dort bis Inowrazlaw mußten sie mit Pferdefuhrwerken befördert werden. Mein Vater bezeichnete diese ohne geeignete Hebezeuge und geschultes Personal bewerkstelligten Transportleistungen als „Sisyphus-Arbeiten“. — Aus Schlesien wurden Torfstecher verpflanzt, um die Torfwiesen in Batkowo auszu-beuten. Die kleine Wasserquelle wurde ausgebaggert und ein Teich gegraben, der in Zukunft das ständige Wasserbassin zur Erzeugung des Dampfes war. Zur Einrichtung der Fabrik fand sich ein großes, hohes, leerstehendes Gebäude, ein früheres Franziskaner-kloster, welches bei der Säkularisation in Privatbesitz übergegangen war. In diesen Jahrhunderte hindurch heiligen Zwecken dienenden Räumen sollte nun eine recht profane Tätigkeit, die Erzeugung von Brennöl, vor sich gehen. Damals gab es ja noch nicht elektrisches Licht, das Leuchtgas war noch wenig eingeführt, ebenso die Petroleumlampe. Der Besitz einer sogenannten Modérateurlampe war schon ein Luxus. Bei dieser von Franchot im Jahre 1836 erfundenen Lampe wurde das Öl durch eine Schraubenfeder, die einen Kolben auf die Ölschicht drückte, in dem mit der Dochthülse kommunizierenden Steigrohr zum Brenner empor-

gehoben. Die Leuchtkraft dieser Rüböl-Lampen war bei weitem nicht so stark wie bei den späteren Petroleumlampen, sie waren aber bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts in Gebrauch. Ich kann mich noch auf die in meinem Elternhause benutzten messingnen Moderateurlampen genau besinnen. Es hat den Hausfrauen sehr viel Mühe gemacht, diese komplizierten Lampen so in Ordnung zu halten, daß sie gut brannten, und ich entsinne mich noch der häuslichen Sorgen, die meine Mutter stets mit der Instandhaltung der Lampen hatte.

Im Jahre 1849 wurde die Ölfabrik in Betrieb gesetzt. Die Bewohner von Stadt und Land strömten herbei, um das Wunderwerk einer Dampfmaschine anzustauen; so etwas hatte man bisher noch nicht gesehen. Die Dampfmaschine war eine Maschine mit Balancier nach Watt. Mit Kondensation arbeitete sie nicht. Die Dampfkessel hatten zwei durchgehende Flammrohre und wurden mit Torf geheizt. Der Rost war anfangs ein Planrost, später baute mein Vater Polygon-Roststäbe ein, durch die eine bessere Ausnutzung des Brennmaterials erreicht wurde.

In der ersten Zeit hatte mein Vater große Schwierigkeiten mit den Fabrikarbeitern. Diese der industriellen Arbeit ohnehin ungewohnten religiösen polnisch-katholischen Leute waren ungerne in dem früheren Klostergebäude tätig, das mit den alten Überbleibseln von Säulen, Nischen und Stukkatur-

ren sie ständig an die frühere kirchliche Bestimmung erinnerte. Sie äußerten wiederholt, daß es in der Fabrik nicht „geheuer“ sei, daß es in ihr „spuke“, besonders in der Nacht wollten sie beunruhigende Erscheinungen des öfteren bemerkt haben. — Eines Tages kam eine Deputation der Arbeiter zu meinem Vater und berichtete aufgeregt, daß in der vergangenen Nacht, punkt 12 Uhr, als die Maschinen zur Mitternachtspause stillestanden und es ruhig war, plötzlich die Orgel zu spielen anfing. Mein Vater versuchte es den Leuten auszureden und erklärte ihnen, daß es keinen Spuk gäbe.

Als die Arbeiter aber am nächsten Tage wiederkamen und beteuerten, daß sie auch in der vergangenen Nacht die Orgel ganz bestimmt gehört hätten, veranlaßte mein Vater, daß sich in der nächsten Nacht der Werkmeister in der Fabrik aufhielt. Lächelnd erwartete dieser die Mitternachtsstunde und den Stillstand der Maschinen, aber was war das? Auch er hörte die Orgeltöne, es war keine Täuschung. Hier steckte etwas dahinter, denn daß in dem Gebäude keine Orgel mehr war, davon war er überzeugt. Er beschloß, alle Räume sofort abzusuchen. Mit Laternen und Knüppeln versehen, ging er mit drei kräftigen Arbeitern auf die Suche. Er ging von Raum zu Raum, von Etage zu Etage; man fand nichts Verdächtiges. Endlich auf dem obersten Speicherboden sahen sie einen Schatten sich hin und her bewegen. Eine Person suchte sich hinter

aufgestapelten Säcken zu verstecken. Im Halbdunkel des Laternenlichts entdeckte man den jüngsten Lehrling und nun kam die Spukgeschichte ans Tageslicht. Der Bengel, der auch immer von den Phantastereien der Arbeiter gehört hatte, wollte die Situation ausnutzen und kam auf einen originellen Dummenjungenstreich. Er wußte, daß der oberste Speicherboden mit dem Fabrikraum durch ein Sprachrohr verbunden war. Gegen Mitternacht schlich er sich mit einer Mundharmonika versehen nach oben auf den Speicherboden, und um 12 Uhr, als die Räder stillestanden, blies er mit seiner Harmonika in das Sprachrohr hinein. Unten schallten nun die Töne heraus; die geheimnisvolle Situation: die Mitternachtsstunde, die plötzlich eingetretene Stille, die angespannte Phantasie, taten das ihrige, um einen Orgelklang glaubhaft zu machen. Der Lehrling bekam für seinen Streich ein paar Ohrfeigen, aber diese den Arbeitern erteilte Lektion hatte ihr Gutes: von nun an waren sie von ihren Halluzinationen befreit.

Die Ölfabrikation warf einen guten Gewinn ab. Allerdings ist mein Vater von allgemeinen schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen, gegen die schwer anzukämpfen war, oft genug nicht verschont geblieben. Das waren z. B. nicht vorherzusehende ökonomische Umstände, wie sie auch Ferdinand Lassalle einmal in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen hat. Dieser sagte: „Auf die bloße

telegraphische Nachricht, daß der Raps in Holland besser zu geraten verspricht als ein Jahr zuvor, verlieren die Ölmüller in Preußen jeden Lohn für ihre industrielle Tätigkeit und können oft noch sehr zufrieden sein, wenn sie das bereitete Öl zu dem Ankaufspreise des Raps wieder veräußern.“ Derartige ungünstige Konjunktoren überwand mein Vater aber noch immer verhältnismäßig leicht. Indessen brach über sein Unternehmen eine wirklich ernste, schwerwiegende Krise Anfang der 60er Jahre herein. Seit dem Jahre 1859 wurde das Petroleum für Beleuchtungszwecke ein Handelsartikel ersten Ranges, und es verdrängte das aus den Rapspflanzen gewonnene Brennöl von Jahr zu Jahr mehr. Im Jahre 1868 war dadurch das Geschäft meines Vaters vollständig vernichtet, und er mußte die Ölfabrik schließen. Er kaufte das Rittergut Woydahl im Kreise Mogilno, in welchem wir Kinder die schönste Jugendzeit verlebten. Im Gegensatz zu der im allgemeinen an Naturschönheiten armen kujawischen Ebene war Woydahl eine Perle. Der hinter dem Herrenhaus liegende große Garten zog sich bis unmittelbar an den lieblichen Netzefluß hin, der sich durch üppige, duftende Wiesen dahinschlängelte, bis er sich zu einem großen See, dem Mólnoer See, erweiterte. In der Nähe von diesem, zum Rittergut Lonsk gehörig, war ein kleiner, aber prachtvoller Laubwald, in welchem alljährlich die Schüler des Inowrazlawer Gymnasiums ihr Sommerfest feier-

ten. An der anderen Seite von Woydahl zog sich gleichfalls ein wundervoller Laubwald hin. Benachbarte Dörfer waren durch lange Alleeen prächtiger Kirschbäume untereinander verbunden. Wir Kinder genossen in Woydahl alle Reize des Landlebens. Ein besonderer Festtag war es, wenn die beiden Brüder, die in Inowrazlaw das Gymnasium besuchten, mit ihren Freunden an Sonn- und Feiertagen aufs Land hinaus kamen. Da sangen sie im Chor alte und neue Lieder. Einer von ihnen, Adolf Held, dichtete selbst. Eine Strophe eines seiner Lieder habe ich noch in Erinnerung. Sie lautete:

„Bier, Bier, herrlicher Trank!
Lied, Lied, herrlicher Sang!
Trinket und singet,
Spielet und tanzt,
Dreh' dich im Reigen
Solange du kannst!“

Man ahnte damals schon, daß Held nicht Jurist oder Mediziner, sondern etwas Besonderes werden würde, und in der Tat tauchte er nach Jahren als Direktor einer herumreisenden Theatergesellschaft auf, die in den kleinen Städten der Provinz schlecht und recht deutsche Kunst vermittelte.

Das größte Erlebnis draußen auf dem Lande war die Feier des Neujahrs- und Versöhnungsfestes. Der Vater lud für diese Tage zur Abhaltung des Gottesdienstes einen Vorbeter und Schofarbläser und zur

Vervollständigung des „Minjan“ mehrere Talmudschüler aus der Stadt ein, die auf diese Weise zu einem mehrtägigen, erholsamen Landaufenthalt kamen. — Die große Vorderstube war als Betsaal eingerichtet. Das Morgengebet betete der Vater vor, das Zusatzgebet der Vorbeter, der auch den vorgeschriebenen Abschnitt aus der silberverzierten Familienthora, die schon der ehrwürdige Großvater väterlicherseits in dem Posenschen Städtchen Rackwitz hatte schreiben lassen, mit dem alten traditionellen „Niegan“ vortrug. — In dem durch einen Vorhang getrennten Nebenzimmer betete die Mutter mit ihren fünf Töchtern, unsere Gouvernante und ein altes Mütterchen, das in einem der benachbarten Dörfer einen kleinen Kramladen betrieb. Es war auf dem einsamen Fußpfad, der viel kürzer als der Fahrweg war, mit ihrem „Machsor“ in der Hand durch den Wald und über die Wiesen zu uns gewandert und war pünktlich schon zur Morgenandacht erschienen. Da saß sie nun in himmlischer Seligkeit, den aus dem Herzen kommenden, tiefempfundenen Gesängen des Vorbeters läuschend. — Kein Chor, kein Orgelklang hätte diese fromme Andacht steigern können!

Unvergeßliche Bilder. —

Weihevollte Tage. — — Aber nach diesen spielte sich wieder das profane, regelmäßige Landleben ab.

Reizend waren stets die Besuche bei einem der freundlichen Gutsnachbarn. Bei einer solchen Ge-

legenheit erhielt ich einmal von der Gutsherrin eine Frucht geschenkt, die weder ich noch meine Geschwister je gesehen hatten, es war damals etwas ganz Seltenes, Wunderbares — eine Apfelsine. Sie wurde nicht etwa gegessen — Gott bewahre — sondern die Mutter schloß sie in einen Glasschrank ein und wir berauschten uns wochenlang an dem seltenen Anblick und wundervollen Duft der Frucht. Wie anspruchslos war man doch noch!

So schön wir Kinder es hatten, für Vater und Mutter war es nicht leicht, mit den wenigen nicht nach Frankreich in den Krieg gezogenen Leuten, den in der Heimat gebliebenen Frauen, Greisen und Kindern, die Äcker zu bestellen und die Wirtschaft zu besorgen. Auch meine vier ältesten Schwestern mußten mitarbeiten. Meine jüngste Schwester und ich waren noch zu klein, aber wir zupften fleißig „Scharpie“ aus alter Leinwand. Diese wurde ständig auf den Kriegsschauplatz für die Soldaten zum Verbinden der Wunden geschickt.

Ich entsinne mich noch, als mein Vater ganz niedergeschlagen aus der Zeitung vorlas, daß die Franzosen in dem ersten Gefecht gesiegt hatten, aber dann kam eine Siegesnachricht nach der anderen. Die in Woydahl am meisten gefeierten Heerführer waren Steinmetz, Vogel von Falkenstein und Prinz Friedrich Karl. Zum Einzug der siegreichen Truppen waren wir alle in Inowrazlaw. Dort zog das Landwehrbataillon durch herr-

liche Siegespforten ein. Der Jubel war unbeschreiblich, aber wir sahen von den vielen Soldaten mit Stolz und Bewunderung nur einen, einen jungen jüdischen Kaufmann, der als Leutnant mit dem Eisernen Kreuz geschmückt aus dem Felde heimkehrte. Ein jüdischer Leutnant mit dem Eisernen Kreuz in der Gemeinde, das war damals etwas kaum Faßbares!

Als das Wort „Frieden“ erklang, reiften in meinem Vater neue Pläne. Er ahnte, daß in dem neuen Deutschen Reiche ein großer industrieller Aufschwung kommen würde und daß in der Industrie seine Öle zu anderen als ausschließlich Brennzwecken gebraucht werden würden. Er zog zurück nach Inowrazlaw und setzte die Ölfabrik wieder in Betrieb, nachdem er durch Aufstellung neuer Apparate auch die Fabrikation von Maschinenölen und Firnissen ermöglicht hatte.

Fast die gesamte Produktion der Fabrik ging nach West- und Süddeutschland: nach Dortmund, Köln, Elsaß-Lothringen, Essen. Hier war die Gußstahlfabrik von Friedrich Krupp Hauptabnehmerin. — Woydahl war inzwischen verkauft worden. — Das Geschäft meines Vaters nahm immer größeren Umfang an, und er konnte die Fabrik erweitern. Aber das dauerte nicht lange, und es kam ein harter Schlag. Im Jahre 1873 brannte die Fabrik total nieder, nur die Umfassungsmauern blieben stehen. Alle Maschinen und Vorräte wurden

vernichtet. Es war ein furchtbarer Brand, der an den großen Vorräten von Öl und Ölfrüchten immer wieder neue Nahrung fand. Die Feuerwehr hatte viele Tage zu kämpfen, ehe der Brand gelöscht war. Das Werk war zerstört. Doch mein Vater war nicht der Mann, der sich so leicht entmutigen ließ. Schon reifte in ihm der Plan der Errichtung einer neuen Fabrik, bei der er alle Fabrikationserfahrungen, die er bisher gesammelt hatte, verwerten wollte.

ZWEITES KAPITEL

*Eine westpreußische Dichterin. — Bogumil Goltz.
Aron Bernstein. — Vom jüdischen Lehrer zum
Bischof. — Erlebnisse ostdeutscher Juden in Alaska,
Hawaii und Sumatra.*

Meine Mutter hat das Leben meines Vaters mit seinen Kämpfen und Freuden als treue Gefährtin ganz mitgelebt. Die Geschichte meines Vaters ist auch die Geschichte meiner Mutter. Die Lebenswege der übrigen Kühlbrandschen Töchter aber gestalteten sich ganz anders, und es ist wert, von ihnen zu berichten. Die Älteste, Johanna, schriftstellerisch sehr begabt, mit einem Kaufmann Nehemias Neumann in Thorn verheiratet, lebte neben der restlosen Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten der Literatur. Sehr viel Anregung empfing sie von einem bedeutenden Schriftsteller, der damals in Thorn lebte und in ihrem Hause aus- und einging. Es war dies der originelle und geistreiche Bogumil Goltz. Goltz; der aus Warschau stammte, das damals zu Preußen gehörte, studierte in Breslau, wo er sich bei der theologischen Fakultät immatrikulieren ließ, aber ausschließlich philosophische und philologische Vorlesungen hörte. Nach beendetem Studium erwarb er ein Landgut bei Thorn, das er

allerdings wieder verkaufte, um Reisen durch Polen, Deutschland, Frankreich, England, Italien zu machen. Ja, er kam auch nach Ägypten und Algier. Er lebte dann bis zu seinem Tode in Thorn, ganz literarischen Arbeiten hingegeben, bei welchen er von der geistigen Ausbeute seiner Reisen unterstützt wurde. Die Literatur kennt ihn als einen außerordentlich fruchtbaren Schriftsteller. Werke von großer Originalität und bleibendem Werte sind „Der Mensch und die Leute“, „Zur Charakteristik und Naturgeschichte des deutschen Genius“, „Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen“ u. a. m. Daß der innige Verkehr mit einem so bedeutenden Manne auf die schöngeistige Johanna von großem Einfluß sein mußte, ist verständlich. Durch ihr ganzes Leben wehte ein Zug nach Höherem, Idealem, Künstlerischem. Welche Verehrung Bogumil Goltz für Johanna Neumann hatte, geht aus der „Widmung“ hervor, die er ihr in sein Buch „Vorschule der Menschenkenntnis“ geschrieben hat. Ob es geistreichere Buchwidmungen gibt, will ich nicht entscheiden, aber behaupten kann ich wohl, daß noch kaum ein Schriftsteller eine so umfangreiche gespendet hat, denn diese hier nimmt nicht weniger als acht engbeschriebene Seiten ein.

Der Anfang lautet:

„Seiner herzensdelikatsten, edel denkenden, still dichtenden Freundin Johanna Neumann (geborenen

Kühlbrand) giebt der Autor dieses Buch zur Erinnerung an viele, herzenseifrig verhedderten und humoristisch versöhnten Diskussionen, die hier im Druck verhandelt sind. — Bei bloßem Eifer und krausen Humoren ist es aber zwischen uns Beiden nicht verblieben. Meine ruhig anmuthige Opponentin, welche sich weder das Judenthum noch die neuen Weltgeschichten schelten lassen will, hat trotz aller Nervenschwäche, Sanftmuth und Humanität Ihren eigenen Kopf und Ihre wohlgepanzerte Dialektik von Zehntausend Drahringen, die man Alle einzeln zerbrechen muß, falls man damit fertig werden kann.“

Die Widmung schließt mit dem Satze:

„Die griechischen Göttinnen reiten zuweilen auf Pantheren spazieren, — die garstigsten Ungethüme der deutschen Märchen liegen schönen Prinzessinnen im Schooß; das bedeutet jeden Falls: Frauen wissen mit Monstern, mit Natur Gewalten und mit ihren Nerven Zufällen vollkommen Bescheid! und meine lebenswürdige Freundin ist trotz ihres männlich entwickelten Geistes durch und durch eine Frau im welterhaltenden d. h. im schiedlichen und friedlichen Sinn; — ohne Intrigue, ohne Gift und Galle und mit einem Zorn, der Ihrem guten Genius ein Lächeln abgewinnt.

So lautet mit Erlaubniß Ihre Censur von Ihrem
Bogumil Goltz.“

Thorn, den 3. November 1861.

Zu dieser Widmung bemerkt Professor Arthur Semrau in seinem in Heft 34 der „Mitteilungen des Copernicus-Vereins in Thorn“ abgedruckten Aufsatz: „Bogumil Goltz und die Frauen“:

„Einen Widerspruch zwischen Leben und Anschauung können wir in Goltzens Verhältnis zu Johanna Neumann wahrnehmen. Zwar als „still dichtende“ Frau mochte sie noch der Gefahr entgehen, von ihm in die Klasse der mißliebigen Bläustrümpfe eingereiht zu werden, aber sie entsprach doch nicht in jeder Beziehung dem Ideal einer Frau, das Goltz vorschwebte. Ihr von Goltz hervorgehobenes Eintreten für die „neuen Weltgeschichten“, überhaupt das vielseitige Interesse am Leben, das Johanna Neumann bewies und das von Goltz selbst in seiner Widmung bezeugt wird, gehen doch über die engen Grenzen hinaus, die Goltz der Frau ziehen möchte. Die „forterbende Dialektik und Redefertigkeit“ der Frauen, die ihm ein Ausfluß der modernen Bildung der Frau erscheint, wird bei Johanna Neumann zur „wohlgepanzerten Dialektik“. Ein Weib mit dem kritischen Verstande eines Mannes ist Goltz „eine Monstrosität“, und doch erkennt er in der Widmung an, daß sie trotz ihres männlich entwickelten Geistes durch und durch eine Frau im welterhaltenden, d. h. im scheidlich und friedlichen Sinne ist. Goltz fühlt offenbar den Zwiespalt in seiner Anschauung über die Frau, und einige Äußerungen in der Widmung

klingen fast so, als ob er seine in einem Einzelfalle abweichenden Ansichten rechtfertigen will.“

Einer kleinen Goltzanekdote möchte ich hier Raum geben:

In einer Thorner Familie, in der Goltz, der eine Zeitlang zu Gollub, dem westpreußischen Städtchen, gelebt hatte, freundschaftlich verkehrte, war eine Verwandte, ein junges Mädchen zum Besuch eingetroffen. Gelegentlich äußerte die Frau des Hauses, daß ihre Nichte sehr gut Klavierspiele, besonders mit tiefem Verständnis Beethoven. Obwohl der wenig musikalische Goltz die Damen beschwor, von ihrem Vorhaben abzulassen, da er kein Freund schwerer Musik sei und er Beethoven nicht liebe, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich zu fügen. Resigniert ließ er sich seufzend in einen Sessel fallen, indem er ausrief: „Na, Gollub, Kriegszeiten und die Cholera hab' ich überstanden, da werde ich diese Sonate doch wohl auch überstehen“ . . .

Außer mit Bogumil Goltz stand Johanna Neumann auch mit dem eine Zeit lang in Thorn lebenden Parlamentarier Heinrich Rickert, dessen Vater dort Kassenrendant war, und mit ihrem Vetter Dr. Aron Bernstein in regem persönlichen und brieflichen Verkehr.

Aron Bernstein hatte in seiner Jugend im Hause meiner Großeltern, der Eltern von Johanna Neumann, in Inowrazlaw gelebt, wohin der damals Sechzehnjährige als Talmudjünger gekommen

war, um bei dem hochberühmten Rabbi Joske Spiro den Talmud zu studieren. Ein Studierzimmer konnte ihm allerdings in dem kleinen Kühlbrandschen Hause nicht eingeräumt werden. Bernstein ließ sich in einer in der Wagenremise stehenden alten klapprigen Kutsche häuslich nieder. Diese wurde für ihn der geheiligte Raum, in dem er abgeschlossen und ungestört arbeiten konnte. Dort lernte er auch deutsch lesen und schreiben, denn bis dahin kannte er nur die hebräische Sprache. Durch unermüdliches, eifriges Studieren hatte er sich allmählich ein umfassendes Wissen angeeignet, das ihn zu der Stellung, die er später einnahm, befähigte. — Bernstein ging 1832 — zwanzigjährig — nach Berlin. Eigentlich sollte er sich dort zum Rabbiner ausbilden. Er interessierte sich aber mehr für die deutsche Literatur und versuchte sich an kleinen Aufsätzen, die in verschiedenen Zeitschriften — meist unter dem Pseudonym „Rebenstein“ — erschienen. Die damaligen Berliner Literaturgrößen wie Adalbert Chamisso, Willibald Alexis u. a. erkannten sehr bald die schriftstellerische Begabung des jungen Bernstein, ermutigten ihn zu weiterem Schaffen und ließen ihm allerhand Förderung zuteil werden. Rellstab übergab ihm sogar während einer Reise vertretungsweise die Redaktion der „Vossischen Zeitung“ für einige Monate. Dadurch wurde Bernstein mit dem Zeitungswesen vertraut, und er gründete selbst

eine Zeitung, die demokratische „Urwählerzeitung“, die sehr bald großen Einfluß gewann, ihm mehrere aufregende Preßprozesse, sogar eine mehrmonatige Gefängnishaft eintrug und die 1853 verboten wurde. Daraufhin begründete er die „Volkszeitung“, die noch heute im Verlage von Rudolf Mosse erscheint. In diesem Blatte erschienen regelmäßig Bernsteins Aufsehen erregende, naturwissenschaftliche Artikel, die später gesammelt in 21 Bänden als „Naturwissenschaftliche Volksbücher“ herausgegeben, in fast alle europäischen Sprachen übersetzt wurden und sehr großen Erfolg hatten.

Von schöngeistiger Produktion, mit der er sich in jungen Jahren beschäftigte, wollte er später nichts mehr wissen. Nur die beiden jüdischen Novellen „Mendel Gibbor“ und „Vögele der Maggid“ ließ er gelten und freute sich, wenn sie andern, auch in nichtjüdischen Kreisen gefielen. Sie sind ja auch heute noch kulturhistorisch interessant und ich glaube, daß sie immer einen Wert behalten werden. Bernsteins Stärke lag aber nicht auf belletristischem, sondern auf wissenschaftlichem Gebiete.

Wenn Ferdinand Lassalle in seiner Schrift „Herr Bastiat Schulze von Delitzsch“ diesen bekannten Sozialpolitiker wie folgt abkanzelt: „Sie haben sich derselben Unwissenheit schuldig gemacht, wie der Herr Bernstein, der Redakteur der „Volkszeitung“; aber Ihre Sache steht noch viel schlimmer. Herr

Bernstein konnte sich doch wenigstens mit seiner tiefen und ihm als Zeitungsredakteur berufsmäßigen Unwissenheit entschuldigen“, so ist diese Bemerkung als eine grobe Unrichtigkeit zu bezeichnen. — Eduard Bernstein, der Herausgeber von Lassalles Werken, hat denn auch in seinen vor kurzem erschienenen Jugenderinnerungen „Kindheit und Jugendjahre“ auf diese beleidigende Äußerung Lassalles hingewiesen und er kritisiert sie treffend, aber in der vornehmen, ruhigen Art, die ihm eigen ist, wie folgt: „Lassalles überhitzte Sprache in dem genannten Buche stieß mich ungemein ab. Was er darin über den fortschrittlichen Sozialpolitiker Schulze-Delitzsch und meinen Oheim Aron Bernstein geschrieben hat, war, soweit das soziale Wollen dieser Männer in Frage kam, gehörig verzerrt und gegen sie als Menschen durchaus ungerecht. Man konnte Aron Bernstein als Politiker in manchem kritisieren, aber diesen Mann, von dem Lassalle wußte, daß er kaum aus dem Studier- und Arbeitszimmer herauskam, als den Typus eines oberflächlichen Tagesliteraten hinzustellen, war nicht einmal durch berechnete Kampfzwecke zu entschuldigen.“ Dieser Kritik Eduard Bernsteins will ich noch meinerseits hinzufügen, daß die Universität in Tübingen Aron Bernstein durch den „Doctor honoris causa“ ausgezeichnet hat, eine akademische Würde, deren Verleihung, besonders an einen Juden, damals zu einer größeren Selten-

heit gehörte, als heutzutage. Also ein Beweis mehr, daß Aron Bernstein doch wohl nicht von solcher „tiefen Unwissenheit“ war, wie Lassalle sie ihm zuschreibt.

Als „Onkel Bernstein“, wie er bei uns zu Hause immer genannt wurde, nicht mehr in der alten Kutsche zu Inowrazlaw, sondern auf seinem Redaktionsstuhl in Berlin saß, ermöglichte er durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu dem Verleger Franz Duncker die Herausgabe von Johanna Neumanns Gedichten. Mehrere von den in diesem Buche „Frauenleben“ enthaltenen Kinderliedern sind in Musik gesetzt worden, u. a. das reizende „Mandelbäumchen“ von Joachim Raff, dem großen Wagnerianer. Es ist in die in Mädchenschulen eingeführte Liedersammlung „Deutsche Weisen“ von Friedrich Weiß aufgenommen.

Außer Gedichten hatte Tante Johanna auch Prosaschriften verfaßt, die im Verlage von Jonas Alexander, dem Manne von meines Vaters Schwester Henriette, erschienen sind. Onkel Jonas war ein überaus rühriger und intelligenter Buchhändler. Er gründete in dem posenschen Städtchen Rogasen eine Zeitung und gab u. a. ein Militärliederbuch heraus, das sich der größten Beliebtheit und Verbreitung erfreute. Ein anderes Mitglied der Familie Alexander, Michael Salomon, hat etwas ganz Außerordentliches erreicht. Dieser einst sehr fromme Jude hat es zum Bischof des auf Anregung

von König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1841 errichteten evangelischen Bistums in Jerusalem gebracht. — Michael Salomon Alexander ist in dem Städtchen Schönlanke in der Provinz Posen geboren und hat vom siebenten Jahre ab eine streng talmudische Erziehung im Elternhause genossen. Sechzehn Jahre alt war er bereits Lehrer des Talmud und Deutschen an jüdischen Schulen in der Provinz Posen, bis sich ihm eine vorteilhafte Stellung in England bot. Er ging dorthin, aber die Stelle eines Schächters, die ihm in Aussicht gestellt war, erhielt er zu seiner Enttäuschung nicht. Er war damals etwa zwanzig Jahre alt. In seiner bedrängten Lage wandte er sich an den damaligen Oberrabbiner in London, Hershell, und auf dessen Empfehlung wurde Alexander von einer jüdischen Familie in Colchester als Privatlehrer angestellt. Später nahm er eine Stelle als Vorbeter und Schächter in Plymouth an, für welche ihn Oberrabbiner Hershell vorgeschlagen hatte. Alexander kam dort vielfach mit Christen in Verkehr, durch die er angeregt wurde, das Neue Testament zu lesen. Es begannen nun große Gewissenskämpfe in ihm, die er zu überwinden hoffte, wenn er heiratete. Er warb um die bildschöne, erst siebzehnjährige Tochter achtbarer jüdischer Eltern in Plymouth, und die Eltern willigten in die Ehe mit dem jungen Kultusbeamten gern ein, weil er als ein sehr frommer und strenger Jude galt. — Das Studium des Neuen

Testaments konnte Alexander indessen nicht lassen, und er erzählte selbst, daß er sich in dieser Zeit gefürchtet habe, in die Nähe einer christlichen Kirche zu kommen.

Aber er fühlte sich doch so mächtig zu ihr hingezogen, daß er sich an einem Sonntag abend bis dicht an die Mauern eines christlichen Gotteshauses geschlichen habe und wie gebannt stehengeblieben sei, um den Tönen der Orgel und dem Gesange zu lauschen. In Alexander wogte es auf und ab; schließlich ließ er sich und seine Frau in der St. Andreaskirche zu Plymouth taufen. Damals war er sechsundzwanzig Jahre alt.

Alexander studierte nun Theologie und erhielt nach beendetem Studium das Pfarramt in Dublin übertragen. Er gab es aber bald auf und wurde Missionar. Auf seinen Missionsreisen kam er nach Düsseldorf, Elberfeld, Berlin, Danzig und Posen. Als er die Provinz, in der er geboren war, wieder betrat, schrieb er: „Ich kann mein Gefühl nicht beschreiben, als ich mich wieder in meiner Heimat befand und über die wunderbaren Wege des Herrn mit mir, seitdem ich diese Stätte vor neun Jahren verlassen, nachdachte.“ — Alexander besuchte auch seine Vaterstadt Schönlanke und hatte ein rührendes Wiedersehen mit seinen dort wohnenden drei Schwestern.

Im Jahre 1832, dreiunddreißig Jahre alt, erhielt Alexander eine Professur am King's College in Lon-

don. In seiner Antrittsvorlesung, die auch im Druck erschienen ist, sprach er über die Wichtigkeit der hebräischen und rabbinischen Literatur. Alexanders Stärke lag nicht auf wissenschaftlichem Gebiete; außer einigen Predigten hat er bemerkenswerte literarische Erzeugnisse nicht hinterlassen. Immerhin nahm er als Professor eine Stellung ein, welche ihm den Weg für das höhere Amt bahnte, zu dem er hernach berufen wurde. — Friedrich Wilhelm IV. lag die Errichtung eines evangelischen Bistums in Jerusalem sehr am Herzen. „Der Berg Zion sollte der Mittelpunkt vereinigter Arbeit der preußischen und englischen Kirche werden.“ Mit der Ausführung dieses Gedankens beauftragte der König den Geheimrat Dr. von Bunsen, den er in besonderer Mission nach London schickte.

Aus der unter dem 8. Juli 1841 für ihn aufgestellten Instruktion erfahren wir die ganze Richtung der Gedanken des Königs. Es heißt in ihr: „Der außerordentliche Gesandte soll in einer ganz vertraulichen Form durch Besprechungen mit dem Erzbischof von Canterbury als dem Primas von England und mit dem Bischof von London als dem unmittelbaren Haupte der einzelnen auswärtigen Gemeinden der englischen Kirche zu ermitteln suchen, in welcher Art die englische Landeskirche, welche sich bereits im Besitze eines Pfarrgebäudes auf dem Berge Zion befindet und daselbst den Bau einer Kirche begonnen hat, ge-

neigt sein dürfte, der evangelischen Landeskirche Preußens eine schwesterliche Stellung im gelobten Lande einzuräumen . . .“

Bunsen war der Überzeugung, daß Friedrich Wilhelm IV. noch Weiteres beabsichtigte als er bisher ausgesprochen hatte, und er versuchte durch einen Briefwechsel mit dem Monarchen dessen völlige Pläne zu ergründen. Dadurch erfuhr man Interessantes über die Gedanken des Königs. In einer der „Instruktion“ beigegebenen „Erläuterung“ heißt es nämlich wie folgt: „Aus den Worten der Denkschrift könnte man schließen, ich bezweckte durch die vorgeschlagene Gründung der Kirche auf dem Zion 1. die Wiederherstellung des jüdischen Volkes, 2. die Vereinigung der Kirche im katholischen Episkopat. Gott im Himmel weiß, daß solche Hoffnungen mir in tiefinnerster Seele vorschwebten; nachdem ich mich aber gewissenhaft geprüft und mich vor Gott gefragt habe: Hast du wirklich die Zwecke gehabt, die Bunsen dir zuschreibt, habe ich „nein“ antworten müssen.“

Bunsen löste seine Aufgaben mit größter Geschicklichkeit. Seine Verhandlungen mit England hatten den erwünschten Erfolg. Daß er als Bischof den früheren jüdischen Lehrer Salomon Alexander aus Schönlanke vorschlug, erscheint aber merkwürdig. Friedrich Wilhelm IV. war denn auch anfangs mit dieser Wahl nicht recht einverstanden. Am 26. August 1841 schrieb er an Bunsen: „Auf

das Vorhaben mit Alexander glaube ich nicht eingehen zu können.“ Aber bald war der König mit der Person Alexanders ganz zufrieden. Bei der Feier des Geburtstages Friedrich Wilhelms IV., am 15. Oktober, im Hause Bunsens, gewann Alexander das Herz dieses Diplomaten, als er in begeisterter Rede, in welcher er seine Verehrung für den Monarchen in den wärmsten Ausdrücken kundgab, die Gesundheit des Königs ausbrachte. — Am 6. November 1841 erhielt der Erzbischof von Canterbury von der Königin Viktoria die Genehmigung zur Erteilung der Bischofsweihe an Alexander und bereits den Tag darauf, am 7. November, fand die Konsekration desselben in der Kapelle des erzbischöflichen Lambethpalastes statt. Der Erzbischof und Primas von England wurde hierbei von den Bischöfen von London, Rochester und Neuseeland unterstützt. Außer den Bischöfen und den amtlichen geistlichen Personen waren u. a. anwesend: Ritter von Bunsen als Vertreter des Königs von Preußen, Sir Stradford Canning, außerordentlicher Gesandter der Königin von England bei der Pforte, der preußische Gesandte Baron Schleinitz, der preußische Generalkonsul Hebeler, Dr. Abeking, Hofprediger des Königs von Preußen, der spätere Minister Gladstone. Damals wurde in Berlin zum Andenken an die Errichtung des Jerusalemer Bistums eine Medaille ausgegeben. Auf dieser ist unter den schützenden Fahnen von

Preußen und England ein Altar abgebildet, vor welchem der Bischof steht; die Rückseite zeigt einen Palmenzweig, unter ihm die Worte: „Zur Stiftung der evangelischen Kirche in Jerusalem.“

Hier noch eine schriftliche Äußerung Bunsens: „Der Bischof Alexander und seine Frau gefallen aller Welt. Prinz Albert hat ihn gestern gesehen. Die Vornehmen fangen an, sich um ihn zu reißen.“ Bemerkenswert ist, daß Frau Alexander, die in späteren Jahren das Augenlicht verlor, eine große Kunstfertigkeit in der Herstellung wundervoller Handarbeiten besaß. Einige derselben hat sie als Geschenke aus Jerusalem heimgeschickt. Sie haben sich noch bis heute sehr gut erhalten und befinden sich im Gewahrsam eines Mitglieds unserer Familie als interessante Erinnerungen an diese nicht gerade alltägliche bischöfliche Verwandtschaft.

Die orthodoxen Juden konnten dem früheren Lehrer und Vorbeter den Übertritt zum Christentum natürlich nicht verzeihen. Immerhin zollte Rabbiner Dr. M. L. Bamberger in Schönlanke in dem von Rabbiner Dr. Rahmer begründeten, „Jüdischen Literaturblatt“ (Heft 1, 1912) dem früheren Landsmann für eine große judenfreundliche Tat, die für den edlen Charakter Alexanders spricht, rühmende Anerkennung. Ich entnehme dem Bambergerschen Artikel das Folgende: „Während des Londoner Aufenthalts Alexanders spielte sich das traurige Drama von Damaskus im Jahre 1840 ab.

Der Pater Thomas war ermordet worden, und man hatte die Juden in Damaskus beschuldigt, daß sie ihn geschlachtet hätten, um sein Blut für rituelle Zwecke zu verwenden. Die Juden in Damaskus hatten unter dieser lügenhaften Beschuldigung unsägliche Leiden zu erdulden. Wir wollen nicht unerwähnt lassen, daß Alexander im Verein mit dem bekannten Missionar Caul die in England wohnenden Konvertiten aufforderte, gegen diese Verleumdung Einspruch zu erheben. Alexander verfaßte einen Protest, der folgenden Wortlaut hatte:

„Wir, die Unterzeichneten, Glieder der jüdischen Nation, die wir bis zu den Jahren ihrer männlichen Reife in dem Glauben und in den Sitten des modernen Judentums gelebt haben, nun aber durch die Gnade Gottes Glieder der christlichen Kirche sind, erheben einen feierlichen Widerspruch dagegen, daß wir, sei es direkt oder indirekt, jemals etwas gehört oder gar etwas von einer Gewohnheit, Christen zu töten und ihr Blut zu gebrauchen, unter den Juden kennengelernt hätten, und erklären vielmehr, daß wir die Beschuldigung, welche früher so oft gegen die Juden erhoben wurde, für eine ebenso törichte als satanische Lüge halten.“

Diese Erklärung, die von 57 Konvertiten unterzeichnet war, erregte bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen und hat jedenfalls bei vielen mitgewirkt, die Blutlüge als solche zu erkennen.

Im Zusammenhange hiermit möchte ich nicht unterlassen, auch noch einen andern aus Ostdeutschland stammenden Gelehrten in Erinnerung zu bringen, den 1803 in Glogau geborenen Professor der orientalischen Sprachen an der Pariser Universität, Ritter der Ehrenlegion Salomon Munk, dessen auch Goethe in seinem Tagebuch Erwähnung tut. Munk hat gleich Salomon Alexander viel dazu beigetragen, das damalige ruchlose Lügengewebe von Damaskus zu zerstören, wenn er auch nur als Sekretär und Dolmetscher Crémieux' in dieser Angelegenheit in Alexandrien tätig war.

Zur Charakteristik Alexanders führe ich aus einem Briefe eines Korrespondenten der „Times“ aus Kairo vom 5. Dezember 1845 folgendes an: „Der Bischof war von mittlerer Größe und neigte ein wenig zur Beleibtheit; seine Gesichtszüge waren ausgeprägt jüdische. Er war bemerkenswerter wegen seiner gesunden Erziehung als wegen hervorragender Talente. Als Talmudist und hebräischer Gelehrter hatte er wenige, die ihm überlegen waren, und in allen Beziehungen seines Privatlebens war er der liebenswürdigste aller Menschen. Bei der Unterhaltung in größerer Gesellschaft war er völlig davon entfernt, etwas scheinen zu wollen; aber die Art, wie er Gottesdienst hielt, war eine sehr eindrucksvolle. Eine wohltuende Stimme und ein nur ganz leiser fremder Akzent verliehen seinem Vor-

trage etwas, das den Hörer packte, und dies stand mit dem Ernste seines ganzen Auftretens in schönem Einklange . . . Er war ein Israelit ohne Falsch. Wenn er einen Fehler hatte, so war es der, daß, weil er selbst des Gemeinen völlig unfähig war, er dasselbe bei andern oft zu spät erst erkannte. Eine übermäßige Entwicklung des Sinnes für Wohltätigkeit und eine fast völlige Unterdrückung des Sinnes, der uns strenger gegen andere vorzugehen gebietet, hatten einen ungünstigen Einfluß auf das Gleichgewicht in seinem Charakter, so daß es ihm in manchen Fällen an Energie und Bestimmtheit fehlte — ein nicht ungewöhnlicher Mangel bei Personen, die zu keinerlei Intriguen geneigt sind.“

Alexander starb auf einer Inspektionsreise in Ägypten am 22. November 1846 im Alter von siebenundvierzig Jahren. Zwei Ärzte öffneten eine Stunde nach dem Tode den Leichnam. Hierbei wurde das Springen eines Blutgefäßes nahe am Herzen als die nächste Ursache des Todes festgestellt. Die Ärzte erklärten, was der Verstorbene in Jerusalem durchgemacht, habe seinen frühen Tod herbeigeführt; wäre er nicht in den Osten gekommen, dann hätte er wohl ein viel höheres Alter erreichen können. Der Bischofshut sei für ihn eine Dornenkrone geworden.

Am 30. November wurde eine gottesdienstliche Feier in der protestantischen Kirche in Kairo abgehalten. An der Kirchentür standen zwei Jani-

tscharen mit silbernen Stäben, die schwarz verhüllt waren. Der Sarg war in der Kirche aufgebahrt; auf dem Sarge lagen des Bischofs Bibel, Hirtenstab und Kopfbedeckung. Außer den anwesenden Engländern waren der britische Generalkonsul, die Frau des französischen Konsuls und viele Würdenträger der orientalischen Kirche erschienen. Ein Chor von Missionskindern sang einige Lieder. Zwei Geistliche hielten die Liturgie ab. Reverend Veitch predigte über 5. Mos. 34, 5: „Also starb Mose, der Knecht Gottes, im Lande Moab, nach dem Worte des Herrn.“

Der Leichnam sollte natürlich in Jerusalem bestattet werden, denn der ausdrückliche Wunsch des Bischofs war es gewesen, daß er einmal in der heiligen Stadt begraben werden möchte. Der Überführung stellten sich sehr große Schwierigkeiten entgegen. Man kam zuletzt überein, ihn auf dem Landwege nach Jerusalem zu bringen. Zwischen zwei Kamelen sollte er auf einer starken Bahre überführt werden. Reverend Veitch übernahm die Begleitung der Leiche nach Palästina. „Wie Joseph führte er die Gebeine Jakobs durch die Wüste Sur; denn Jakob hatte ihn gebeten, ihn nicht in Ägypten zu begraben; denn, hatte er gesagt, ich will bei meinen Vätern liegen, und du sollst mich aus Ägypten führen und in ihrem Begräbnis begraben.“

Janitscharen begleiteten den Zug eine halbe

Stunde Wegs, ebenso die in der Stadt anwesenden Engländer und die Missionskinder. Die Reise ging ungehindert von statten. Nur einmal fiel der Regen in Strömen vom Himmel, sonst aber herrschte gutes Wetter. Die Araber, welche dem Zuge unterwegs begegneten, schienen nicht übel Lust zu haben, denselben zu überfallen, weil sie in dem Sarge einen Schatz vermuteten, aber die Gefahr wurde gnädig abgewandt. In el-Arish erhielt dann Veitch durch den Gouverneur eine Eskorte von neun Soldaten bis Gaza und von dort bis Jerusalem einige Albanesen zur Beschützung.

Am 20. Dezember kam Veitch bei Jerusalem an. Da sich Schwierigkeiten erhoben, den Sarg in die Stadt zu führen, schaffte man den Leichnam sogleich auf den Kirchhof und legte ihn dort am selben Abend bei Fackelschein in das Grab, welches bereits fertiggestellt war. Ein Geistlicher las bei der Dunkelheit nur die Grabliturgie. Das Grab war in Felsen gehauen und mit Mauerwerk verkleidet. . . .

Ich habe die bemerkenswerte Geschichte Michael Salomon Alexanders hier eingeflochten, weil ich von seinem Verwandten Jonas Alexander als dem Verleger Johanna Neumanns sprach. Doch nun zurück zu ihrer Geschichte.

In ihrer Heimatstadt Thorn bewahrte man der „westpreußischen Dichterin“ ein treues Gedenken. Ich fand in einer Thorner Zeitung aus dem Jahre

1916 in einem Artikel über „Die 48. Woche des 2. Kriegsjahres“ folgende Stelle:

„In diesen Tagen ist noch einmal die Erinnerung an eine Dichterin wach geworden, deren Stern, einst von Berthold Auerbach entdeckt, heute untergegangen, zu seiner Zeit aber milden Scheines der Frauenwelt geleuchtet hat: Johanna Neumann. Obwohl in Fordon geboren, darf sie als Thornerin gelten, da sie über ein Menschenalter in Thorn gelebt hat, wo sie auch mit dem grimmen Bogumil Goltz in Verkehr stand. Von ihrem dichterischen Talent zeugt ein episches Gedicht von fast 600 Hexametern. Es ist betitelt: „Der 70. Geburtstag. Zur Erinnerung an die schönen Tage in Podgorz“. — Wir sind auf den Gedenktag des 100. Geburtstages der Dichterin (24. Juni 1916) noch aus einem besondern Grunde zurückgekommen. Denn ein Sohn des in dem Gedicht genannten Julius Wolf und seiner Gattin, einer Tochter der Dichterin, ist der jetzt in Berlin lebende Bildhauer Georg Wolf, der Schöpfer des „Flissakenbrunnens“ im Hofe des Thorner Rathauses, während eine Tochter, die sich in Anhänglichkeit an die Vaterstadt Julie Wolfthorn nennt, eine anerkannte Malerin ist.“ Von Julie Wolfthorns zahlreichen Werken sind das Bildnis Conrad Ansorges und ein Ölgemälde „Mädchen im Boot“ im Besitze der Berliner Nationalgalerie. Eine große Anzahl bekannter Persönlichkeiten hat sich von ihr porträtieren lassen,

u. a. Richard Dehmel, Gabriele Reuter, Björn Björnson.

Von Johanna Neumanns Kindern hat sich ihre Tochter Henriette Bock-Neumann, die in ihrer Jugend eine geschätzte Liedersängerin war, als Übersetzerin — besonders aus den nordischen Sprachen — einen Namen gemacht. Sie übertrug Selma Lagerlöfs „Jerusalem“ und „Gösta Berling“, J. B. Jacobsens „Niels Lyhne“ u. a. m. ins Deutsche. — Auch Luise Wolf, eine Schwester von Julie Wolfthorn, hat die deutsche Literatur durch die Übersetzung zahlreicher nordischer Werke bereichert. Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch zweier Schauspielerinnen aus unserer Familie Erwähnung tun: Marie Gundra, die viele Jahre am Charlottenburger Schillertheater das Fach der komischen Alten spielte, und Grete Düring, die ein Mitglied der berühmten „Meininger“ war, jener Anfang der siebziger Jahre von Herzog Georg von Meiningen gegründeten Theatergesellschaft, deren erstes Berliner Gastspiel mit Ludwig Barnay als Marc Anton im Mai 1874 im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater unter Ludwig Cronegks Leitung einen so glänzenden Verlauf nahm.

Wie ersichtlich, herrschte unter den Mädchen in unserer Familie jederzeit ein auffallendes Streben nach höheren Berufen. Eine Enkelin von Johanna Neumann gehörte auch zu den ersten Frauen, die in Deutschland Ärztinnen wurden.

Wir wollen uns nunmehr der Familie einer zweiten Tochter Dr. Kühlbrands, Rosalie, zuwenden. Diese heiratete einen Kaufmann Wilhelm Neumann, einen Vetter von Johannas Mann, und die Schicksale ihrer Kinder sind interessant genug, um sie nicht in Vergessenheit geraten zu lassen: Die beiden Söhne Rudolf und Heinrich gingen in jungen Jahren nach Amerika und wurden in Alaska Geschäftsführer einer der größten Handelsniederlassungen, der „Alaska Commercial-Company in St. Francisco“, deren Direktion fast ausschließlich aus Deutschen bestand. Diese Gesellschaft erhielt im Jahre 1868 das Monopol auf die Pelzrobberjagd in Alaska gegen eine Vergütung, die sie für jedes erlegte Tier an die Regierung zu zahlen hatte. Die Inseln St. Paul und St. George im Beringsmeer sind die einzigen, wohin die Pelzrobber in jedem Sommer kommen, um sich zu paaren. Dort findet alsdann der Fang statt.

Die Niederlassung der Gesellschaft in Unalaska leitete als erster Direktor Rudolf, während sein Bruder Heinrich zweiter Direktor der Niederlassung in St. Michael war. Die nachfolgenden Ausführungen habe ich dem Buche „Capitain Jacobsens Reise an der Nordwestküste Amerikas 1881 bis 1883“ (Leipzig 1884) entnommen*). Über seine erste Begegnung mit Rudolf Neumann schreibt

*) Ein Auszug aus diesem Werke ist in Ullsteins Sammlung „Wege zum Wissen“ erschienen.

Jacobsen: „Wir ankerten im Unalaska-Hafen um 1 Uhr nachmittags und gingen an Land. Wir machten der Niederlassung der Alaska-Commercial-Company, deren Hauptagent Herr Rudolf Neumann uns in der liebenswürdigsten und entgegenkommendsten Weise aufnahm, eine Visite. — Wer beschreibt unsere Überraschung, als wir sämtlich von Herrn Neumann eine Einladung zu einem an demselben Abend stattfindenden Balle erhielten! Es war kein außergewöhnlicher Ball, sondern ein Ball, wie deren hierselbst an jedem Sonntag einer abgehalten wurde. Und die Damen? wird man fragen. Ja nun; die Damen waren in großer Zahl und in festlichem, modernem Staat, vollständig in europäischer Tracht, einige sogar mit Eleganz gekleidet, vorhanden. Sie trugen Blumen im Haar und auf den seidenen Kleidern und tanzten mit großer Sicherheit und Ausdauer. Die Damen gehörten der aläutischen Bevölkerung an, welche besonders auf Unalaska sich mit den Russen vermischt hat. Als eine körperliche Eigentümlichkeit der aläutischen Schönen fielen mir deren schmale, abwärts gerichtete Schultern auf. Zwei russische Pastoren mit ihren Familien nahmen gleichfalls am Tanze teil, was die Aläütinnen nicht im mindesten hinderte, in den tanzfreien Momenten ganz frisch ihre Zigaretten zu rauchen. Im ganzen genommen kamen wir mit dem Tanzen gut aus, trotzdem unser Ballorchester, das aus einer Art Dreh-

orgel mit Notenblättern aus Pappe bestand, wiederholt auf zehn, fünfzehn Takte streikte, während sich die lustigen Paare ruhig im Kreise weiter drehten. Die Unterhaltung mit unseren Balldamen wurde in russischer Sprache geführt. Das Vergnügen, zu welchem wir so zufällig gekommen waren, dauerte bis morgens 1 Uhr.“

Ein interessantes Abenteuer, das Rudolf Neumann mit einem weit berüchtigten Eskimo Arnakpeik hatte, will ich kurz erzählen: Arnakpeik verbreitete durch seine Mordtaten und Grausamkeiten in Alaska Schrecken. Er huldigte in maßlosester Weise dem Genusse des von Sibirien durch Schmuggerei herübergebrachten Branntweins und erschlug im Zustande der Trunkenheit Eskimos und Indianer. Um unbesiegbar zu sein, hatte er sich eine Art Leibwache gebildet, welche ihm blind ergeben war und all seine grausamen Befehle ausführte. Um seine absolute Unbesiegbarkeit zu beweisen, erschien Arnakpeik eines Tages mit einem eisernen Kürass angetan, den er von einem Walfischfänger eingetauscht hatte. Er prahlte ganz fürchterlich und forderte seine Leibwache auf, auf ihn zu schießen. Dies geschah und Arnakpeik blieb in dem Panzer unverletzt. Hierdurch wurde er so kühn, daß er sich für die größte Macht in Alaska zu halten begann.

Eines Tages drohte Arnakpeik, eine der Niederlassungen der Alaska-Commercial-Company in

Brand zu stecken. Rudolf Neumann stellte infolge dieser Drohung Wachen aus, welche Tag und Nacht aufzupassen hatten. Eines schönen Tages näherte sich in der Tat eine kleine Flottille, in der sich Arnakpeik mit seinen Mordgesellen befand. Als sie noch außer Schußweite waren, schickte ihnen Rudolf Neumann einen Eskimo im Kajak entgegen, mit der Botschaft, wenn sie nicht sofort umkehrten, so würde die große Kanone geladen und auf sie abgeschossen werden. Daraufhin kehrte Arnakpeik um.

Die Geschichte mit der Kanone war eine wohlgelungene „Kriegslist“, denn Rudolf hat, soviel ich weiß, nie eine kleine Kanone, geschweige denn „die große Kanone“ besessen.

Arnakpeik fuhr nach diesem Ereignis dennoch in seiner wüsten, grausamen Lebensweise fort, bis ihm ein sehr angesehener und der Alaska-Commercial-Company befreundeter Eskimo Saxo durch einen wohlgezielten Schlag mit einer scharfgeschliffenen Axt den Schädel spaltete. — Nun hatte Alaska vor Arnakpeik Ruhe.

In den ersten Jahren von Rudolfs und Heinrichs Aufenthalt in Alaska kam nur ein einziges Schiff alljährlich von St. Francisco nach der einsamen Insel. Man erhielt also damals von Rudolf und Heinrich und sie von uns nur einmal im Jahre Nachricht. Freilich waren die gegenseitig gewechselten Briefe nicht eigentlich Briefe, sondern ganze

Tagebücher. — Bei der Goldgewinnung in Alaska leistete Rudolf Neumann erfolgreiche Pionierarbeit. Leider verunglückte der prächtige Mensch tödlich in einem Bergwerk.

Rosalie Neumann hatte außer den beiden Söhnen zwei Töchter, Anna und Meta. Die Lebensgeschichte der älteren, Anna, ist auch keine alltägliche.

Sie war ein außergewöhnlich schönes Mädchen, in das sich in Thorn der damalige Redakteur der Thorner Zeitung, Pederzani, verliebte. Es kam zur Ehe. Pederzani, der, ehe er Journalist wurde, katholischer Geistlicher war, wurde nun vom Papste in den Bann getan, und die katholische Geistlichkeit konnte es dem früheren Amtsgenossen nicht verzeihen, daß er das Zölibat gebrochen und überdies eine Jüdin geheiratet hatte. Er konnte sich in Thorn mit seiner jungen Frau nicht halten und übernahm die Redaktion der Paderborner Zeitung. Da aber kam er vom Regen in die Traufe. In Paderborn, der Hochburg des Katholizismus, wurde das Leben für meine Kusine zur Hölle. Sie wurde in Wirklichkeit tätlich angegriffen, mit Steinen beworfen und war ihres Lebens nicht sicher. Pederzani landeten schließlich in Berlin, wo der Mann viele Jahre als freier Schriftsteller lebte. Er veröffentlichte unter seinem Schriftstellernamen Pederzani-Weber eine Reihe historischer Bücher und Jugendschriften, von denen letztere einen großen Leserkreis fanden.

Hermann Sudermann erzählt in seinem köstlichen Werke „Das Bilderbuch meiner Jugend“ von seiner Bekanntschaft mit Pederzani: Unter den Stammgästen der „liberalen Korrespondenz“ hatte ich einen Herrn Pederzani-Weber kennengelernt. Ein schöner Mann, den ich schon darum mit besonderer Anteilnahme betrachtete. Dann aber auch, weil er als Mönch aus einem österreichischen Kloster entflohen war.“

Nach dem Tode seiner Frau kehrte Pederzani reumütig zur Kirche zurück und begab sich wieder in ein Kloster, in dem seine Schwester bereits seit vielen Jahren als Nonne lebte.

Anna Pederzanis Schwester, Meta Neumann, eine in ihrer Jugend nicht unbekannte Liedersängerin, möchte ich hier erwähnen wegen eines interessanten Erlebnisses, das ich und meine Frau ihr einmal in späteren Jahren in Berlin zu verdanken hatten. Sie lebte in der Schweiz, und wir erhielten eines Tages von ihr einen Brief, in dem sie uns mitteilte, daß sie nach Berlin komme, um an einer Versammlung teilzunehmen, in welcher ein berühmter Rabbi einen bedeutsamen Vortrag halten würde. Sie hatte uns Ort und Zeit der Zusammenkunft angegeben, und wir gingen zur bestimmten Stunde in die Oranienburger Straße, wo wir im Hofe des bezeichneten Hauses über den Fenstern der ersten Etage des Quergebäudes ein Schild erblickten, das in großen hebräischen Buchstaben die Worte „Schma Jisroel“

trug. Eine hinweisende Hand zeigte uns den Weg in den linken Seitenflügel über eine schmale Treppe zu einer Tür, auf welcher gleichfalls einige hebräische Worte angebracht waren. Sie führte in ein schmuckloses, saalartiges Zimmer, in dem mehrere Betpulte und eine Rednertribüne standen, außerdem sah ich eine Orgel. Eine Anzahl auffallend gut gekleideter, meist semitischer Männer und Frauen waren versammelt. Meine Kusine, die in diesem Kreise offenbar zu Hause war, kam uns freudestrahlend entgegen — wir hatten uns viele Jahre nicht gesehen — und sie bat mich, in Vertretung des plötzlich erkrankten Organisten zum Beginn der Andacht ein Präludium auf der Orgel zu spielen und die Begleitung der Arie aus Mendelssohns Elias „Höre, Israel“, die sie nach dem Vortrage des Rabbi singen wollte, zu übernehmen. Sie war beglückt, als ich zusagte. — Nach meinem Präludium begann der „Rabbi“ seine „Droschah“. Er sprach über den Propheten Maleachi und über den zweiten Vers des ersten Kapitels „Ich habe euch lieb, spricht der Herr“. Seine Ausführungen waren die eines streng orthodoxen Rabbiners. Er kommentierte auch den Vers „Des Priesters Lippen sollen die Lehre bewahren, daß man aus seinem Munde das Gesetz suche, denn er ist ein Engel des Herrn Zebaoth“. Und er fuhr fort, die Worte Maleachis zu deuten und zu erklären, bis er an die Stelle kam: „Bald wird kommen zu seinem Tempel der Herr,

den ihr sucht und der Engel des Bundes, daß ihr begehret“. Aber nun — was war das? — der „Rabbi“ zitierte überleitend den zweiten Vers aus dem ersten Kapitel des Evangeliums S. Marci „Geschrieben steht in den Propheten: „Siehe, ich sende meinen Engel vor dir her, der da bereite den Weg vor dir“. — — Und nun wußten wir, was der Prediger von uns wollte, und wir wußten auch, was meine Kusine von uns wollte: Wir waren in eine von Missionaren veranstaltete Versammlung geraten, welche Ahnungslose unter dem täuschenden Aushängeschild „Schma Jisroel“ leichter zum Kreuz zu bekehren hofften.

Unter einem Teil der Zuhörer entstand ein Gemurmel, das sich, je weiter der Vortragende seine Lehren entwickelte, zu stürmischem Proteste steigerte. Man hörte Rufe nach der Polizei. Der Redner konnte sich nicht mehr Gehör verschaffen. Einige der lautesten Schreier wurden mit Gewalt entfernt. Meine Frau und ich verließen den Saal zur großen Enttäuschung meiner Kusine, die sicher gehofft hatte, in uns zwei Seelen für das Christentum zu fangen, dem sie sich bereits mit Inbrunst angeschlossen hatte. — Seitdem habe ich Meta Neumann nicht mehr gesehen; sie begab sich wieder nach der Schweiz.

Von der Neumannschen Linie hat im Auslande ohne Zweifel Rudolf in Alaska die größten Erfolge erzielt. Ein anderer, Paul Neumann, hat allerdings

eine originellere Karriere gemacht: er brachte es zum Finanzminister des Königs Kalakaua von Hawaii auf den Sandwich-Inseln. Kalakaua war 1874 durch Wahl des Parlaments König in Hawaii geworden. Paul Neumann hat es sicherlich weniger seinen volkswirtschaftlichen, als seinen gesellschaftlichen Talenten und seiner Trinkfestigkeit, kraft deren er sogar den einen gehörigen Stiebel vertragenden Kalakaua unter den Tisch trank, zu verdanken, daß er die Freundschaft des schwarzen Königs und den Ministerposten erwarb. — An ein nettes Geschichtchen von Kalakaua erinnert Dr. Peter Schmidt in seinem im „Berliner Tageblatt“ vom 2. April 1926 abgedruckten Aufsatz: Die glückliche Insel. Er erzählt dort, daß König Kalakaua es liebte, mit seinen europäischen Freunden Poker zu spielen und Ananasbowle zu trinken. Als Kalakaua auf seiner Weltreise in den achtziger Jahren in Wien war, rückte er der ihm vom alten Kaiser gestellten Ehrenwache in einer Nacht aus und tanzte im Prater. Da nun ein Hawaier in vollem Kriegsschmuck selbst im Prater kein alltägliches Ereignis ist, rührte diese Eskapade des Königs Kalakaua viel Staub auf, und nach seiner Rückkehr zu den seligen Inseln drohten die alten Pokerfreunde schalkhaft mit dem Finger, wenn das Gespräch auf Sr. Majestät Europareise kam. — Hierbei fehlte unser Paul Neumann nicht. — Zwei andere Neumanns hatten auf Sumatra interessante Erlebnisse, Kurt und Otto

Neumann, die während eines mehrjährigen Aufenthalts auf dieser schönsten der vier großen Sunda-Inseln in freundschaftliche Beziehungen zu dem 1925 im Alter von siebenzig Jahren verstorbenen Sultan von Deli, Harun Mohamet al Raschid, getreten waren. Hier war es die Musik, die zu einer Freundschaft der sonst ungleichartigen Menschen die Brücke schlug. Der sehr musikalische Sultan, in dessen Thronsaal sich eine aus Frankreich bezogene mächtige Orgel, die 30 000 Francs gekostet haben soll, befand, war ein eifriger Violinspieler und er musizierte gerne mit den beiden Brüdern. Oftmals, wenn in ihrem Plantagenhäuschen Klaviertrio, oder Streichquartett gespielt wurde, erschien unangemeldet Harun Mohamet, um andächtig dem Spiel, besonders den Kompositionen von Mozart und Haydn zu lauschen. — Kurt Neumann verfaßte eine Anzahl interessanter Skizzen über Sumatra, die unter dem Pseudonym „Kurt Neander“ im Jahrgang 1912 der „Frankfurter Zeitung“ veröffentlicht worden sind.

DRITTES KAPITEL

Vom Hausierer zum amerikanischen Major und Rechtsanwalt.

Noch ein anderes Familienmitglied hatte im Auslande eigenartige Schicksale. Es war dies ein Verwandter meines Vaters, der als junger Mann in meinem Elternhause gelebt hat, mit Namen Louis Grätz. Ich lasse seine in meinem Besitz befindlichen, an meinen Vater und meine Mutter gerichteten Briefe — mit Auslassung intimer Stellen — chronologisch folgen. Aus ihnen gewinnt man ein interessantes Bild der Entwicklung eines in Amerika eingewanderten Deutschen.

Z. Zt. Seranton, 25. November 1861.

Ich will von dem Augenblick beginnen, wo ich nach Amerika gekommen bin, und Ihr werdet aus meiner kurzen Lebensgeschichte sehen, daß Amerika wirklich nur einzig und allein das Land ist, wo man, wenn auch auf verschiedene Art und Weise, sein Glück machen kann. Mein Vermögen, als ich ins Land kam, bestand aus zehn Dollar; außerdem war mir die englische Sprache ganz fremd und ich war ohne Verwandte und Freunde. Durch einen Zufall brachte mich ein junger Mann in eine jü-

dische ordentliche, aber arme Familie, gegen ein wöchentliches Kostgeld von zweieinhalb Dollar. Es war mir damit zwar nicht geholfen, aber ich hatte doch wenigstens Menschen gefunden, die mich nicht betrogen und außerdem billiges, wenn auch schlechtes Essen gaben.

Ich war nicht glücklich zu nennen und fühlte mich auch sehr niedergeschlagen; denn ich hatte kein Handwerk gelernt; auf eine Buchhalterstelle, ja nur auf einen ganz geringen Posten in einem Geschäft konnte ich nicht Anspruch machen, denn wer würde einen jungen Menschen, ganz fremd der Sprache und den Gebräuchen des Landes, ohne jede andere Empfehlung als sein gutes Aussehen, zu sich nehmen? Und außerdem hatte eine Reise von fast acht Wochen auf einem Segelschiffe unter allen nur denkbaren Entbehrungen meine körperlichen und geistigen Kräfte sehr geschwächt. Obwohl ich mir vorgenommen, mit meinem Weggang von Europa mein ganzes vergangenes bequemes und gutes Leben zu vergessen und mit allen Anstrengungen nur einem Ziele zuzustreben, reich zu werden, wohin der Weg mir natürlich nur durch Arbeit, Sparsamkeit und Strapazen offen war, so war doch die Ausführung härter als der Plan und der Gedanke. Jedweder, den ich um Rat anging, gab mir entmutigende Antwort, und ich sah es selbst ein, daß zwar in Amerika Geld auf den Straßen liegt, es aber sehr schwer und hart ist, dasselbe

aufzuheben. Ein junger Mann, der mich eigentlich dazu gebracht hatte, mit ihm auszuwandern und der, wenn auch mit mehr Mitteln als ich, zusammen mit mir arbeiten wollte, verließ mich gleich in den ersten paar Tagen, da er durch Vermittlung seiner Verwandten eine Anstellung in einem Geschäft erhalten hatte. Ich war also ganz allein, ohne Mittel, ohne Freunde, und was am schlimmsten, ohne Mut. Ich suchte auch noch meinen Cousin Louis Basch auf, aber ein kaltes Willkommen, eine Frage, wie es zu Hause geht, war alles, was ich bei ihm fand. Etwas mußte nun doch getan werden. Denn mit meinen zehn Dollar konnte ich nur vier Wochen leben, und dann war ich ganz entblößt. Ich lief also den ganzen Tag von einem zum andern, willig, jede Arbeit für den geringsten Verdienst zu tun, aber das Unglück ist, die Leute glauben alle, es müßte ein junger Mann nichts taugen, der geringe Arbeit sucht, wenn er anständig aussieht und es zu sein vorgibt. Ich mußte also, nachdem ich zweieinhalb Dollar für meine erste Woche Kostgeld bezahlt, mit dem Rest von sieben Dollar — der eine halbe war mir durch kleine Ausgaben weggegangen — Kleinigkeiten einkaufen und damit hausieren gehen. Mein großartiges Warenlager bestand aus Schuhsenkeln, Strümpfen, Fingerhüten, Näh- und Stecknadeln usw. Damit wollte ich also den Grundstein zu meinem erdachten zukünftigen Reichtum legen und außerdem noch

essen, trinken, Kleider und namentlich Stiefel herauschlagen. — Ich versuchte es den ersten Tag in New York, lief vom frühen Morgen bis zum Abend treppauf und -ab, bis ich wirklich soviel verdient hatte, um einen Tag Kostgeld zu zahlen. Denkt Euch nur, wie schwer es für mich war, mit Kleinigkeiten soviel zu verdienen, wo ich mit Mühe nur die Namen meiner Waren und Preise in Englisch einstudiert hatte und auf keine andere Frage antworten konnte. Ich trieb dies acht Tage in New York und hatte am Ende der Woche mein Kostgeld nur knapp verdient. Der Kaufmann, bei dem ich meine Waren kaufte, hatte meine Bemühungen gesehen und riet mir, lieber aufs Land zu gehen und bot sich auch an, mir für fünf Dollar Waren zu leihen. Ich nahm dieses Anerbieten natürlich an und machte mich anfangs der folgenden Woche auf. Am ersten Tage ging es ganz gut; ich verdiente etwas mehr als mich das Essen kostete. Natürlich aß ich nur Frühstück und Abendbrot, und dies so billig wie möglich; auch am zweiten und dritten Tage verdiente ich meine Ausgaben, als es am vierten zu regnen anfang. Ich mußte dadurch einen ganzen Tag ruhig im Gasthause sitzen, und als es auch am anderen Tage nicht zu regnen aufhörte, machte ich mich auf den Heimweg, da es mich in New York nicht soviel kostete. Es gibt hier keine Chausseen wie zu Hause, sondern es sind ganz gewöhnliche Sand- oder Lehmwege, und

der geringste Regen verwandelt solche Straßen in ganz aufgeweichte Lehmpfützen. Solch einen Weg, mit jedem Schritte fast bis an die Knie im Lehm, hatte ich nun mit meinem Pack auf dem Rücken etwa 25 englische Meilen zurückzulegen. Meine Lieben, hier wurde es mir zum ersten Male in Amerika schwer, die Strapazen und Entbehrungen zu ertragen. Ich schleppte mich mit vieler Mühe nach New York, und das Ende von dieser Reise war, daß ich ein Fieber weg hatte und einen wunden Fuß, dem ich aber keine Aufmerksamkeit schenkte. Ich wußte, daß ich in meinen Verhältnissen nicht krank werden durfte, und deshalb ging ich am nächsten Tage wieder in New York hausieren. Am Abend war ich zu krank, um etwas zu genießen, obgleich ich während des ganzen Tages nichts gegessen hatte, und der Fuß war so wund und geschwollen, daß ich nicht auftreten konnte. Ich legte mich ins Bett, und es dauerte acht Tage, ehe das Fieber weg war. Nun aber der Fuß! Meine Leute, bei denen ich in Kost war, wußten natürlich nicht, daß ich so arm war; sonst hätten sie mich gar nicht im Hause behalten, und ich selbst konnte es nicht durchsetzen, sechs Wochen lang, welche Zeit mir der Arzt als die kürzeste angegeben, in der ich hergestellt sein konnte, im Bette zu bleiben, da ich nicht Geld genug hatte, um Kost zu zahlen, wieviel weniger noch den Doktor und teure Salben zu kaufen. Ich mußte mich also ent-

schließen, ins Armenhospital zu gehen, wo man Doktor, Medizin und Essen umsonst hat. Meine Lieben alle! Was ich während der sechs Wochen, die ich im Hospital unter Kranken allerart, unter den ekelhaftesten Übeln zugebracht, gelitten, könnt Ihr Euch nicht denken. Die Hospitalärzte schnitten zweimal wöchentlich an meinem Fuße, was ihn, soweit ich es beurteilen konnte, nur schlimmer machte. Ob sie dies nur taten, um zu ergründen, wie eine äußerlich so unscheinbare Wunde den Fuß so schmerzhaft reizen und geschwollen halten konnte, war mir nicht klar. Nur soviel kann ich sagen, daß ich nach sechs Wochen, an Gemüt und Körper kränker als vorher, das Hospital selbständig verließ und zu meinen alten Kostgebern ging. Dort nahm sich meiner ein Arzt an, der mir versprach, mich binnen vier Wochen gegen ein Honorar von fünf Dollar vollständig zu kurieren. Ich wollte lieber ohne Pfennig sein und mich sogar noch in Schulden stürzen, als noch länger im Hospital liegen, so gab ich mich denn in die Behandlung des Dr. Berg. Kurz und gut, nach vier Wochen war ich ziemlich hergestellt, aber auch so arm wie eine Kirchenmaus. Ich mußte mir schon den Leibriemen etwas fest ziehen, denn da meine Wirtsleute mein Kostgeld etwas ermäßigt hatten, mußte ich auch verhältnismäßig weniger essen. Ich lernte während dieser Zeit einen jungen Mann kennen, mit dem ich schon früher in Inowrazlaw

bekannt war, und der als Kommiss in New York tätig war. Mit diesem verabredete ich mich, nachdem ich wieder ganz hergestellt sein würde, in Kompanie hausieren zu gehen. Mir war dies sehr erwünscht, denn dieser junge Mann hatte gegen 50 Dollar, und ich sollte meinen halben Anteil an dem Verdienst haben. Nach acht Tagen verließ ich mit dem jungen Manne zusammen New York, und wir reisten nach einer Stadt namens Carbondale im Staate Pennsylvanien. Ich hatte mich während der Zeit im Englischen etwas vervollkommnet, denn ich lernte fleißig bis spät in die Nacht hinein. Unser Warenvorrat war schon 50 Dollar wert, und es gelang uns, bei angestrenzter Tätigkeit etwas zu erübrigen, als plötzlich in Amerika Krieg ausbrach. Ihr werdet von diesem Kriege auch in den dortigen Zeitungen gelesen haben, und deshalb ist es nicht nötig, Euch Näheres von ihm zu erzählen .

Die Geschäfte fingen an zu stocken, alle öffentlichen Arbeiten hörten auf, und da der Präsident von Amerika einen Aufruf an junge Leute erließ, die Waffen zur Verteidigung des Landes zu ergreifen, strömte alles unter die Fahnen. Auch ich ließ mich von der allgemeinen Begeisterung hinreißen und wurde Soldat. Ich studierte fleißig Englisch und hatte es schon so weit gebracht, mich ziemlich geläufig unterhalten zu können, und da ich bei meinen Vorgesetzten beliebt war, brachte ich es in einigen Wochen zum Feldwebel. Der Weg, höher

zu steigen, war mir aber nun versperrt, denn um eine höhere Stelle zu bekommen, mußte ich auch fertig englisch schreiben und lesen können. Ich machte mich daher von neuem an die Arbeit, lernte fast Nächte hindurch und dies alles selbst, da ich nicht genügend Geld hatte, mir einen Lehrer zu nehmen. Jetzt bin ich so weit, daß ich gut sprechen, lesen und schreiben kann. Inzwischen war unsere Dienstzeit, die sich nur auf vier Monate erstreckte, abgelaufen. Alle glaubten, daß dieser Krieg nur vier Monate dauern würde. Wir waren daher nur auf solange eingeschworen und wurden nach Hause geschickt. Der Krieg ist noch lange nicht zu Ende, und deshalb erließ der Präsident einen zweiten Aufruf für Soldaten auf die Dauer von drei Jahren.

Durch Vermittlung einiger hochgestellter Personen, die sich für mich interessierten und vielleicht auch dadurch, daß ich mich in der ersten Dienstzeit einige Male tapfer gezeigt hatte, bin ich dem Kriegsminister Cameron vorgestellt und von diesem examiniert worden. Ich hatte ja meine Zeit gut benutzt und militärische Taktik studiert, sobald ich irgend Zeit hatte, und so bin ich denn jetzt Premierleutnant in der Vereinigten Staaten-Kavallerie. Der Name meines Regiments ist Lochil Light Cavalry. Der Name meines Obersten E. C. Williams und der Name meines Kompagnie-Hauptmanns E. G. Savage. Ich habe das Versprechen er-

halten, sobald es sich tun läßt, Hauptmann zu werden, und ich tue daher alles, was ich kann, um mich meiner Stellung würdig zu machen. — Wir sind jetzt mit unserm Regiment in Washington; in einigen Tagen gehen wir auf den allgemeinen Kriegsschauplatz. So bin ich denn vom Hausierer, der nur mit vieler Mühe sein Brot verdiente, ein geachteter Mensch in einer ehrenvollen Stellung geworden, die nur sehr wenige Juden einnehmen können.

Ich bin jetzt von unserm General abgeschickt, um Rekruten auszuheben, und so bin ich denn heute in einer Stadt in Pennsylvanien, namens Seranton, nur 20 Meilen von Carbondane, wo ich früher hausiert habe. Während ich früher dort kaum bemerkt wurde, werde ich jetzt in alle feinen und reichen Zirkel gezogen, und mit allen Ehrenbezeugungen von Juden und Christen bedacht.

Nun, meine Geliebten alle, ich bitte Euch aus dem Grunde meines Herzens darum, nicht böse zu sein, daß ich in den Krieg gegangen bin. Der liebe Gott kann mich auch von dort unversehrt herausführen, wie er mich ja schon so oft aus mancher Gefahr errettet hat. Und sollte es bestimmt sein, daß ich mein Leben verliere, nun so habe ich es für eine Sache geopfert, an der mein ganzes Herz hängt: für die Befreiung der Vereinigten Staaten. Für meine guten Eltern, Geschwister und Verwandten soll gesorgt sein. Falle ich im Kriege, so

benutzt einliegende Adresse von meiner Bank, bei der ich mein Gehalt deponiere, und sollte ich mit dem Leben davonkommen, nun so komme ich selbst nach Deutschland, um mit Euch zu leben.

Knoxville, 7. Februar 1864.

Unsere Verhältnisse hier haben sich, seitdem ich meinen letzten Brief an Sie geschrieben, mannigfaltig verändert. Obgleich wir die Rebellen noch nicht gänzlich ausgerottet, so gehen wir doch, wenn auch langsam, dem ersehnten Ende näher. Von unsern letzten siegreichen Schlachten unter Rosecranz, Grant und Bumside haben Sie wahrscheinlich gehört. Der Effekt wird schwer im Süden gefühlt, namentlich da er die Hoffnung zerstört hat, daß fremde „europäische Mächte“ vielleicht tätig für den Süden auftreten werden. England und Frankreich sprechen sich deutlich gegen den Süden aus, „Baumwolle ist nicht König“, wie der Süden immer behauptete, und wodurch er die ganze Welt beherrschen wollte, und wenn jetzt nur das Kabinett in Washington alle politischen Fragen aus dem Wege lassen wollte und einstimmig und mit patriotischen Gefühlen nur für die Union streben wollte, so würden bald Frieden und Eintracht über dieses früher so glückliche Land kommen. Der Präsident hat wiederum 500 000 Mann aufgerufen, die, wenn nicht freiwillig, mit Gewalt ausgehoben werden sollen. Dieser Schritt ist weise.

Im September erließ der Präsident eine Proklamation, begnadigte alle Rebellen, die freiwillig ihre Waffen niederlegen würden und den Eid der Treue leisten wollen — ausgenommen die höheren ring-leader. — Tausende und Tausende kamen von der feindlichen Armee und legten ihre Waffen nieder. Tausende mehr würden das gleiche tun, wären sie nicht von ihren Führern belogen, daß dies nur eine List von unserer Seite sei, sie in unsere Linie zu bringen, um dann in Gefängnisse und Kerker geworfen zu werden. — Daß dem nicht so ist, bedarf keiner Versicherung. Nun, nachdem die Hand der Gnade ausgehalten, müssen wir aber auch die Hand der Stärke ausstrecken, um zu zeigen, daß wir die Kraft haben, zu züchtigen, wo Güte nicht erfolgreich ist.

Wenn Sie eingeweiht wären in die Verhältnisse dieses Landes, wie man nur sein kann, wenn man in der Mitte des Volkes lebt, so würden Sie gut begreifen können, warum es der mächtige Norden so lange nimmt, den Süden zu unterdrücken. Es war nichts als eitle Prahlerei für den Süden, zu behaupten, daß der Norden nicht fechten will, ja nicht fechten darf, es war ebenso wahnsinnig für den Norden zu behaupten, daß die Rebellion in drei Monaten unterdrückt werden kann. Und warum? — — Wir haben in unserer Mitte Verräter, sogar in unserem Kabinette sind solche, die stets seit dem Ausbruche des Krieges mit aller Kraft gegen ener-

gische Mittel gearbeitet haben. Während wir 100 000 Soldaten im Felde hatten, hatte der Süden 300 000, und wenn das Volk, die Witwen und Waisen schrien, daß Rache für die Tausende von Getöteten genommen werden soll, so suchten diese Bösewichte zu verhindern, daß mit einem Schlage der Süden unterdrückt werden mag. Sie dachten, daß der Norden ermüden wird, Soldaten und Geld zu liefern und daß fremde Mächte ins Mittel schreiten würden. Aber sie hatten vergessen, daß der Amerikaner (wenn auch vom Norden) Ehrgefühl besitzt, die niemand und keine Kraft aus dem Herzen trennen kann. Während nun der Süden jeden Mann von 16 bis zu 65 Jahren im Felde hat (natürlich durch Aushebungen), haben wir eine Armee gleich an Zahlen und bestehend aus Männern, die freiwillig Haus und Hof verlassen haben, um den Flecken, der auf ihre Ehre geworfen, mit dem Herzblute auszuwaschen. Während nichts als Armut und Hungersnot dem Süden aus dem Gesicht starrt, blüht Gewerbefleiß und Glück im Norden.

Im Süden das Land ist brach und öde, alle Männer, die körperlich fähig sind, einen Finger zu rühren, sind in die Armee gezwungen — ihre Sklaven laufen davon, ihre feinen Damen, die früher zu faul waren, einen Finger ins Wasser zu stecken und die natürlich ungewohnt zu arbeiten sind, müssen jetzt in unsere Linien kommen, um von einem Gouvernement, das sie mit Füßen getreten,

Brot, wirkliches Brot zu betteln. Soweit ist es mit dem stolzen Süden gekommen. — Unsere Armee steht auf südlichem Boden, in jedem rebellischen Staate weht unsere Fahne. — Jedoch ist es mir versagt, Ihnen schriftlich, geliebter Onkel, eine Schilderung von dem Elend, das hier herrscht, zu geben. Ich bin jetzt in einer Stellung, wo mir Gelegenheit geboten ist, besser in die Verhältnisse dieses Krieges zu blicken und ich kann Sie versichern, daß ich oft krank im Gemüte werde, wenn ich darüber nachdenke, welches Elend in dem Volke herrscht. Obgleich die Schlacht unter General Rosecranz ein glücklicher Erfolg für unsere Seite schien, so war es — meiner Ansicht nach — gerade das Entgegengesetzte. Ich war im Kommando meines Regiments und durch ein Versehen unseres Generals wurden wir von unserer Armee getrennt. Bevor wir Zeit hatten, den Irrtum auszufinden, waren 3000 feindliche Kavalleristen auf uns los. Wir fochten so lange wir konnten, als ich aber sah, daß nichts als Gefangennahme übrig blieb, so dachte ich daran, daß ich lieber erschossen werden möchte, als jahrelang vielleicht in einem südlichen Gefängnis zuzubringen. Ich brachte meine Leute zusammen und wir brachen unseren Weg durch die feindliche Linie und gelangten ungefähr Mitternacht zu unserer eigenen Armee. Natürlich mußten wir unsere Bagagewagen dem Feinde zurücklassen. Ich verlor dabei alles, was ich in Monaten erspart. Meine

Kleider, Geld, Schmucksachen, die ich in meinem Koffer hatte und dort sicherer glaubte als an meinem Körper, fielen in die Hände der Feinde, nebenbei meine drei Pferde. Jedoch bin ich dankbar, daß ich mit dem Leben und heiler Haut davonkam. Ich verlor 200 Leute aus meinem Regiment. Unser Regimentskaplan wurde an meiner Seite erschossen — meine Ordonnanz (ein junger Deutscher) fiel tot vom Pferde, nicht mehr als drei Schritte hinter mir. Mein Adjutant wurde nicht mehr als zehn Schritte von mir entfernt gefangen genommen. Gott hat seine Hand über mich gehalten und obgleich ich meinen pekuniären Verlust meiner armen Verwandten wegen bedaure, so bin ich dennoch nicht mutlos, von neuen anzufangen.

Ich war gottlob stets gesund und kräftig, obgleich die Zeiten manches Mal so hart waren, daß ich dachte, ich müßte unterliegen. Jetzt ist mein Dienst etwas leichter, da ich ein wenig avanciert bin, nämlich als Chef des Stabes zu General Carter. Meine Adresse ist: Major L. A. Grätz, Chef of Staff to Gen. Carter, Knoxville, U. S. of America.

Knoxville, den 25. Februar 1864.

Die Aussichten, diesen Krieg bald zu Ende zu bringen, sind jetzt sehr günstig. Der Aufruf des Präsidenten für 500 000 neue Soldaten wird fast gänzlich durch Freiwillige gefüllt werden, und alle Vorkehrungen sind getroffen, um einen glänzenden

Schlachtplan im Frühjahr und Sommer auszuführen. Wie ich aus den Zeitungen ersehe, ist es zwischen den Preußen und Dänen wirklich zu Schlägen gekommen. Armes Dänemark, was kann die Krähe gegen den Adler tun! Was ich befürchte, ist, daß Ihr Geschäft unter den Umständen leiden wird. Jedoch hoffen Sie aufs Beste und bereiten Sie sich aufs Schlechteste vor, und Sie werden in allen Lagen des Lebens zufrieden und glücklich sein.

In letzter Zeit sind mir verschiedene Vorschläge gemacht worden, und da ich selber nicht gut weiß, was zu wählen, will ich Ihren Rat erbitten. — Meine Kenntnisse, als ich Deutschland verließ, waren nicht die glänzendsten und weil ich dies gut genug wußte, habe ich jede Freistunde benutzt, um mich besser auszubilden. Ich habe mich der englischen Sprache so mächtig gemacht, daß mich viele nicht für einen Europäer halten und weil ich es nötig hielt, etwas von den Gesetzen des Landes, in dem ich lebte, zu wissen, so habe ich Rechte studiert und solchen Geschmack daran gefunden, daß ich mit vielem Interesse lernte. Ich habe die Bekanntschaft, ja Freundschaft vieler hoher Zivilbeamten erworben. Diese Herren versprachen mir auf Examinierung hin hoch und teuer, nach beendigtem Krieg mich in drei Monaten so vollständig auszubilden, daß ich das Examen als Rechtsanwalt bestehen kann. Viele angesehenere und hervorragende Leute versprachen mir ihren Einfluß,

um mir fortzuhelfen. Ich bin fest überzeugt, daß ich das Examen bestehen kann und nach ein- oder zweijähriger praktischer Tätigkeit vielleicht mein späteres Lebensglück bestimmen kann.

Knoxville, den 4. September 1867.

Ich hoffe, lieber Onkel, daß Sie meinen Brief erhalten haben, jedoch bin ich darin nicht sehr ausführlich gewesen, deshalb will ich in Kürze Ihnen mitteilen, wie es mir ergangen. Nachdem ich Ihnen geschrieben und nachdem wir noch einige Zeit an diesem Platze verbrachten, wo mein Chef, der General Carter, als Befehlshaber fungierte (dieser Teil des Landes — Ost-Tennessee — gehörte zu den eroberten vom Süden), erhielten wir endlich Befehl, uns der Armee des Generals Scherman anzuschließen. Wir brachten unser Armeekorps, das 23., glücklich mit der General-Armee zusammen und infolgedessen machten wir den glänzenden Feldzug unter Scherman mit. Die Einzelheiten und Abenteuer, die wir zurzeit erlebten, die glänzenden Folgen, die dieser Zug mit sich brachte, zu erzählen, wäre das Werk eines Geschichtsschreibers. Überhaupt habt Ihr ja wohl auch in den dortigen Zeitungen die wichtigsten Vorfälle gelesen. Im August 1865 wurde mein Regiment wieder gefüllt, um noch weiter im Dienste zu bleiben. Mir wurde das Kommando mit einer Oberststelle angeboten. Jedoch, ich lehnte es ab, teilweise weil der Krieg und natürlich der aktive

Dienst vorüber war, und teilweise, weil ich das Soldatenleben satt hatte. Ich war damals vierundeinviertel Jahr im Dienste; die Notwendigkeit, die früher existierte, war nicht mehr vorhanden; so verlangte ich meinen Abschied, den ich auch erhielt. Nun hieß es, irgendeine Lebensweise ergreifen, denn der Krieg mit den vielen Wechselfällen hatte mir nur wenig übrig gelassen. Wie ich Ihnen früher einmal geschrieben, hatte ich Lust, das Rechtsanwaltsexamen zu bestehen, um mich später dem Gesetze zu widmen. So folgte ich denn meinem eigenen Gutdünken und schlug diese Laufbahn ein. Ich erhielt, nachdem ich mein Examen gerade nicht mit Schande bestanden, mein Diplom und eröffnete meine Office als Rechtsanwalt und Advokat. — Währenddem ich als Soldat für eine Zeitlang mein Quartier mit dem Hauptquartier verbunden in diesem Orte gehabt hatte, war ich mit einer jungen Dame, einer Amerikanerin namens Lizzie Bearden, bekannt geworden. Sie war schön, tugendreich, gebildet und mit den einflußreichsten und ältesten Familien dieses Staates verwandt. Ich kam oft mit ihr zusammen, und so führte das Schicksal es herbei, daß wir von einer Bekanntschaft bald zur Freundschaft und dann zu zarteren Gefühlen gelangten. Kurz und gut, ich hatte diesen Platz zu meinem künftigen Wohnsitze erlesen und fand es nötig, auf eine festere Weise mich mit dem hiesigen Volke zu verbinden und da ich Lizzie

von ganzer Seele liebte, so bat ich um ihre Hand, die mir auch zuteil wurde. Am 18. Oktober 1865 verheiratete ich mich und jetzt habe ich ein kleines Engelmädchen, beinahe ein Jahr alt. Der Name ist Francis nach der Mutter meiner Frau und Henriette nach meiner eigenen seligen.

Ogleich der Krieg jetzt vorüber ist, so sind doch unsere inneren Verhältnisse sehr wenig verbessert. Der Süden, mit Ausnahme unseres Staates Tennessee, ist noch immer nicht im Parlamente vertreten, letzthin wurden die Staatsbehörden abgesetzt, und militärische an ihrer Stelle ernannt. In Wirklichkeit ist zwar der Krieg vorüber, aber der Frieden ist noch weit in der Ferne. Natürlich alles dieses hat seine widerwärtigen Folgen, und die Zeiten sind dadurch so schlecht, daß die ältesten Einwohner sich nicht erinnern können, jemals solche durchgemacht zu haben. Die Steuer und die Zinsen der Kriegsschuld (3000 Millionen) zu decken sind ungeheuer; daneben sind die Unkosten der Vereinigten Staaten und Staatsregierung enorm. Der Krieg hat den Süden in einem schrecklichen Zustand gelassen; Jahre wird es nehmen, ehe das Land sich wieder erholen kann.

Jetzt will ich Ihnen in kurzen Worten eine kleine Beschreibung meines eigenen Standes geben. Die Juristen, d. h. Richter, sind natürlich vom Staate unterhalten, hingegen Rechtsanwälte und Advokaten bekommen vom Staate nichts, auch haben wir

keine Gebühren, die mit zu den Gerichtskosten gehören. Wenn nun jemand eine Klage bringen oder sich verteidigen lassen will, so engagiert er die Dienste eines Rechtsanwalts, der von ihm dann den Umständen und der Wichtigkeit der Klage nach einen gewissen Preis verlangt. Wenn die Leute durch den Krieg nicht so verarmt wären, so würde sich unser Fach glänzend bezahlen. Unter den jetzigen Umständen jedoch müssen wir Wechsel von ihnen annehmen und warten, bis sie imstande sind, dieselben zu bezahlen. Der Staat ist in Kreise eingeteilt und ungefähr fünf oder sechs Kreise haben einen Richter, der in jedem Kreise dreimal des Jahres das Gericht eröffnet. Viele, ja die meisten Kreise, haben keine wohnhaften Advokaten, und so besuchen wir dann verschiedene Kreise mit dem Gerichte und werden zur Zeit von den Streitenden engagiert und bezahlt. In größeren Städten wohnen Advokaten, jedoch müssen wir einen großen Teil unserer Zeit im Gerichte auf dem Lande verbringen. Diese Stadt Knoxville, mein Wohnort, hat vier Eisenbahnen, ist der Sitz des Oberappellationsgerichts und ist überhaupt von ziemlicher Bedeutung. Hier wohnen ungefähr dreißig Anwälte und von hier aus besuchen wir die verschiedenen Kreisstädte.

Ich habe, seitdem ich mich verheiratet, ein schönes Haus gebaut und habe ungefähr sechzig Ruten Land, am Hause gelegen. Meine Wohnung ist

etwa dreihundert Schritte von dem äußern Teil der Stadt gelegen, eine Viertel Meile wohl von dem Gerichtshause und meiner Office. Habe jetzt schon schöne Gartenanlagen gemacht, die ich mit der Zeit zu verschönern und zu vergrößern gedenke. Je länger ich als Anwalt fungiere, desto besser sind meine Aussichten, da das Volk mich besser kennen lernt und ich mich natürlich auch besser ausbilde. Es ist mit unserm Fache gerade so wie in Deutschland mit einem Arzte. Je größer seine Kundschaft und je größer seine Kenntnisse und Erfahrungen, desto mehr Geld verdient er. Das bare Geld ist sehr knapp — wenn ich genug einbekomme, um meine privaten und Haushaltungskosten zu bestreiten, so fühle ich mich recht zufrieden. — Meine gesellschaftliche Stellung läßt mir nichts zu wünschen übrig. Ich würde mich mehr als glücklich schätzen, wenn es zu ermöglichen wäre, Sie für einige Zeit hier zu haben, um Ihnen zu zeigen, daß die guten Grundsätze und die Erziehung, die ich in Ihrem Hause genossen, Früchte tragen. Ich hoffe, Sie mißverstehen mich nicht, wenn ich von meinem eigenen Erfolge spreche, und nennen es Stolz oder Prahlerei; ich bin überzeugt, daß Ihnen mein Glück Freude macht, und da sonst niemand hier ist, der mich der schwierigen Aufgabe, von mir selber zu sprechen, entheben kann, so muß ich es selber tun, oder dem Vergnügen entsagen, Ihnen mit meinem eigenen

Erfolge Freude zu machen. Natürlich mein Fach als Jurist verlangt tüchtige Kenntnisse und unendliches Studium, um ein solches Riesenwerk, wie das Gesetz, zu meistern. Durch tüchtige Arbeit ist es mir gelungen, es so weit zu bringen, daß ich wenigstens nicht in den Schatten zu treten brauche, wenn mir alte und erfahrene Anwälte gegenüberstehen. Die Richter loben meine geringen Erzeugungen mehr, als ich verdiene, und die Anzahl von Prozessen, die mir anvertraut sind, wirken dahin, daß ich es mir zum steten Ziele mache, dieses Vertrauens würdig zu werden. Natürlich alle Verhandlungen, Reden usw. werden in der englischen Sprache gehalten, und es ist deshalb nötig, daß ich mich der Sprache ganz widme. In meinem eigenen Hause wird, da meine Frau Amerikanerin ist und nicht deutsch versteht, auch nur englisch gesprochen, und so kommt es denn, daß ich beinahe der deutschen Sprache ungewohnt bin. Dies haben Sie natürlich schon längst an meinem schlechten Stil und schlechten Buchstaben ersehen. Ich hoffe daher, daß Sie die vielen Schreib- und andern Fehler gütig übersehen. Gern würde ich die deutsche Sprache üben, um mich darin fertig zu machen, aber dazu fehlt es mir an Zeit und Gelegenheit. Ich hoffe, daß ich jetzt genug über meine eigenen Angelegenheiten gesprochen habe. Nun aber, wie geht es zu Hause? Ich fürchte mich beinahe zu hören, welche Wechselfälle vorgefallen.

Leben noch all unsere Freunde und Verwandten? Wenn dieser immerwährende Kummer um meinen Vater, meine Tante, meine Geschwister und Euch alle nicht an meinem Herzen nagte und mir manche Nächte den Schlaf von den Augen jagte, so wäre ich so glücklich in häuslicher und gesellschaftlicher Beziehung, wie ein Mensch nur sein kann.

Oft habe ich den Entschluß gefaßt, nach Europa, wenn auch nur auf Besuch, zu kommen. Mein Beruf will es mir jetzt nicht erlauben. Ich habe aber Aussicht, sobald ich von meinen Diensten auf ein Jahr oder mehr fortkommen kann, die Stelle des Legationssekretärs der Vereinigten Staaten als Abgesandter für Preußen zu erhalten, was mir dann Gelegenheit geben würde, Euch alle wieder einmal zu sehen.

Knoxville, den 30. April 1869.

Wie Sie aus dem Datum meines Briefes ersehen, wohne ich noch in Knoxville, meinem Berufe als Rechtsanwalt und Advokat folgend. Ich schicke ein Bild meiner Frau und meiner zwei Töchterchen. Die Älteste, Francis, wird am 1. August 3 Jahre alt und ist lieb und klug. Die Kleinere, jetzt beinahe 16 Monate alt, läuft überall herum und würde Euch gewiß mit ihrer unverkennbaren deutschen Gemütlichkeit viele Freude machen. — Für den Augenblick habe ich genug, um ohne Sorge, aber

auch ohne Aufwand und Eleganz zu leben. Meine Stellung in gesellschaftlicher Beziehung läßt mir nichts zu wünschen übrig. In politischer Hinsicht habe ich keinen Ehrgeiz, und da ich namentlich in meinen Gesinnungen nicht ganz mit der jetzt herrschenden Partei übereinstimme, so stehe ich in keiner Gefahr, während der nächsten 4 Jahre mit politischen Ehren überladen zu werden. — Übrigens habe ich nur einen Wunsch, und dieser ist, mit der amerikanischen Gesandtschaft in Preußen auf irgendeine Weise offiziell verbunden zu sein, so daß ich Gelegenheit haben kann, während einer Zeit mit Euch zu sein. — Ich schicke viele Liebesgrüße an alle, und meine Frau und Kinder schließen sich mir an. Ich gedenke Eurer mit vieler Liebe, und meine Kinder schließen Sie und die Ihrigen in täglichem Gebete zum Herrn mit ein.

Meine inniggeliebte Tante, ich hörte vor einiger Zeit, daß ein Rudolf Neumann in Liverpool wäre. Ist es unser Rudolf von Inowrazlaw? Wie gefällt Ihnen das ländliche Leben? Ich wohne selber eine kurze Strecke von der Stadt, obgleich meine Office in der Stadt ist. Ich würde den Platz nicht für den schönsten in der Stadt vertauschen. Zurzeit, wo ich schreibe, sind die Rosen in meinem Garten in voller Blüte, Erdbeeren fangen an sich zu röten und Gemüse, wie Salat, Radieschen, Spinat und dergleichen haben wir schon seit mehreren Wochen. Das Klima ist köstlich. Ost-Tennessee, wovon

Knoxville die Hauptstadt ist, ist von riesigen Gebirgen, die den Alpen wenig nachstehen, durchzogen oder vielmehr eingefaßt. Von meinem Hause sehen Sie im Süden die Unika-Gebirge bei einer Distanz von mindestens 50 engl. Meilen sich hoch emporheben, bis sich deren Häupter mit den Wolken verbinden, und im Nordwesten haben wir die Cumberland-Gebirgskette von gleicher Bedeutung klar und deutlich vor den Augen. Dieser Teil der Vereinigten Staaten wird mit Recht das Schweizerland Amerikas genannt. Mir würde nichts fehlen, wenn ich nur nicht so weit von Ihnen und allen andern meiner Verwandten entfernt wäre, jedoch das Schicksal hat uns hierher geworfen, und ich muß mit den Verhältnissen wohl zufrieden sein. Der liebe Gott, der alles zum besten lenkt, wird uns zu geeigneter Zeit wieder alle zusammenbringen. Für heute schließe ich, leben Sie wohl, möge Sie der liebe Gott unter seinen Schutz nehmen und Ihnen alles schenken, wonach Ihr Herz sich sehnt. Küssen Sie Ihre lieben Kinderchen für mich und lehren Sie sie mich und die Meinigen lieben.“

Soweit Louis Grätz. — Vom Hausierer zum Major und Rechtsanwalt! — — Amerika, das Land der „unbegrenzten Möglichkeiten“!

Grätz lebte bis zu seinem im Jahre 1909 erfolgten Tode in Knoxville. Nach Deutschland war er nie zurückgekehrt.

VIERTES KAPITEL

Öl-, Zucker- und Zichorienindustrie in der Ostmark.

Eine ähnliche Energie wie Louis Grätz hat auch mein Vater in seinen Schaffensjahren an den Tag gelegt. Nach der Vernichtung der Ölfabrik im Jahre 1873 ging er sofort an den Wiederaufbau heran. In gewisser Beziehung war die Aufgabe jetzt eine leichtere; denn Inowrazlaw war inzwischen Bahnstation geworden, so daß der Transport der schweren Maschinen geringere Schwierigkeiten bot. Aus Oberschlesien konnte die Steinkohle mit niedrigen Frachtkosten bezogen werden, mein Vater hatte in den vergangenen Jahren große Erfahrungen, eigenes Vermögen, Kredit und Vertrauen erworben, und außerdem stand ihm einer seiner Söhne, Louis, den er in das Geschäft genommen hatte, als treuer Mitarbeiter zur Seite. Die Fabrik wurde mit automatischem Betrieb eingerichtet, soweit dies bei einer Ölmühle, bei der gewisse Manipulationen sich nicht maschinell ausführen lassen, möglich ist. Das Werk funktionierte ausgezeichnet und lieferte anerkannt gute Fabrikate. Trotzdem ließ es meinem Vater keine Ruhe, nach Dortmund zu reisen, als er hörte, daß dort

das Wunderwerk einer ganz modernen Ölfabrik neu errichtet worden sei, um vielleicht ihm unbekannte Neuerungen kennenzulernen und, wenn möglich, ihm unbekannte Fabrikationsmethoden abzusehen. Er stieg in Dortmund in einem Hotel ab, dessen Name uns Kindern stets wie eine Zauberformel klang, es hieß nämlich: „Wenker Paxmann“. — Als ich etwa vierzig Jahre später zum erstenmal in Dortmund am Bahnhof ausstieg und an dem Spalier der Hoteldiener vorüberging, die die Namen ihrer Hotels: Deutsches Haus, Fürstenhof, Kaiserhof usw. empfehend ausriefen, verlangte ich in einer übermütigen Laune: Hotel Wenker Paxmann. Wie überrascht war ich aber, als ein alter, baumlanger, goldbetreßter Hoteldiener „Hier“ rief und mir entgegenkam, indem er mir Reisedecke und Handkoffer abnahm. Erstaunt fragte ich ihn, ob es denn wirklich noch das Hotel Wenker Paxmann gäbe, worauf er mir erklärte, daß das frühere Hotel des Herrn Wenker Paxmann jetzt „Hotel Römischer Kaiser“ heiße. Er wäre schon beim alten Wenker Paxmann Hoteldiener gewesen und feiere nächstens sein 50jähriges Dienstjubiläum. — Als ich mich im Hotel in die Fremdenliste einschrieb, stand der alte Hoteldiener neben mir, und als er meinen Namen hörte, sagte er: „Vor etwa vierzig Jahren hat hier bei uns auch mal ein Herr gleichen Namens gewohnt.“ — Erstaunt fragte ich ihn, wieso er sich dies durch die

langen Jahre hindurch gemerkt habe, worauf er erwiderte: „Wer einmal diesen Kopf mit dem langen Bart gesehen hat, der vergißt ihn nicht.“ Das war mein Vater, der nach Dortmund gekommen war, um die neue Ölfabrik in Augenschein zu nehmen. Aber leicht sollte ihm sein Vorhaben nicht werden. Am Toreingang der Fabrik stand der Fabrikherr. Mein Vater stellte sich ihm als Berufsgenosse vor, der weit an der russischen Grenze wohnte und bat ihn, sein Werk besichtigen zu dürfen. „Da könnte ja jeder kommen,“ mit diesen unfreundlichen Worten wurde mein Vater brüsk zurückgewiesen. „Was ich mit Mühe erbaut, das werde ich einem Konkurrenten doch nicht zeigen,“ fügte der Fabrikant, nennen wir ihn Bartels, hinzu. „Geben Sie sich keine Mühe, es hat keinen Zweck!“ In diesem Augenblick wurde ein Karren mit Ölkuchen unmittelbar an den beiden vorbeigefahren. Mein Vater hatte einen Blick auf das Fabrikat geworfen und in seiner Enttäuschung und in seinem Ärger über die unfreundliche Zurückweisung fuhr er den Fabrikanten an: „Wenn jemand einem Sachverständigen seine Fabrik zeigen sollte, müßte er es sein, denn er verstünde ja gar nicht zu fabri- zieren.“ Mit großen Augen und wutbebend sah Bartels meinen Vater an und schrie: „Wie kommen Sie zu einer so unverschämten Bemerkung?“ Mein Vater nahm einen Ölkuchen von dem Karren, brach ihn mitten durch und hielt ihn dem erregten

Fabrikanten vor die Augen mit der Bemerkung: „Weil Sie ja die Hälfte des Öls unausgepreßt in den Rückständen lassen!“ Wie umgewandelt wandte sich nun Bartels zu meinem Vater: „Verzeihen Sie, mein Herr, mein bisheriges Benehmen. Bitte treten Sie näher und unterstützen Sie mich in meinem Kampfe mit meinem Fabrikleiter. Ich behaupte immer schon, daß wir eine zu geringe Ausbeute an Öl haben, aber ich kann es bei dem Menschen nicht erreichen.“ Arm in Arm ging nun der Fabrikherr mit meinem Vater in sein Kontor. Danach fand die Besichtigung der Fabrik statt. Sie war wundervoll eingerichtet, und mein Vater machte sich daran, zu untersuchen, worauf die geringe Ölausbeute zurückzuführen sei. Sein erstes Augenmerk richtete er auf die Quetschwalzen, welche die Aufgabe haben, die kleinen Rapskörner zu zerdrücken. Ein Korn, das die Walzen unzerdrückt passiert, ist für die Ölgewinnung völlig verloren, denn keine der nachfolgenden maschinellen Prozeduren ist imstande, das Öl aus der Frucht herauszuholen. Die beiden Walzen müssen haarscharf in einer richtigen Entfernung voneinander parallel laufen, um jedes Körnchen zu erfassen und zu zerquetschen. Mein Vater vermutete an dieser Maschine den Fehler, daß vielleicht Rapskörner sie unzerdrückt passieren; damit wäre das ungünstige Ergebnis bei der Fabrikation erklärt gewesen. Dies war aber hier nicht der Fall: die Walzen arbei-

teten tadellos. Auch an den Kollergängen, die die zerdrückten Körner zu Mehl zu verarbeiten haben, war nichts auszusetzen. Die hydraulischen Pressen und alle anderen Apparate und Maschinen funktionierten gleichfalls nach jeder Richtung hin ausgezeichnet. Auf Fehler in der Maschinerie war also die ungenügende Ölausbeute nicht zurückzuführen. Endlich bemerkte mein Vater, daß der Ölsamen in die Pressen in zu wenig erwärmtem Zustande kam. Nachdem er veranlaßt hatte, daß hierin Abhilfe geschaffen wurde, floß nunmehr das Öl in Strömen aus den Pressen. Beglückt und dankbar drückte Bartels meinem Vater die Hand, der mit dem befriedigten Bewußtsein von Dortmund abreisen konnte, daß seine Fabrik mit ihren Einrichtungen und Fabrikationsmethoden vollständig auf der Höhe war.

Eine zweite Fabrik, genau nach dem Muster der ersten, errichtete mein Vater im Jahre 1879 in Gnesen. Die Leitung derselben übertrug er seinem ältesten Schwiegersohn. Da traf meinen fast 60jährigen Vater ein harter Schlag: Die Gnesener Fabrik war noch kaum ein Jahr in Betrieb gewesen, als der geliebte Schwiegersohn plötzlich starb. Zum erstenmal sahen wir unsern Vater zusammenbrechen. Dies durfte uns wahrlich nicht zu sehr überraschen! Denn sechs Wochen vorher hatte der Tod schon seinen zweiten Schwiegersohn nach nur fünftägiger Krankheit hinweggerafft. — —

Der bisher jederzeit Starke und Mutige fühlte nicht mehr die Kraft in sich, seinen beiden örtlich getrennten Werken vorzustehen. Schweren Herzens mußte er sich entschließen, seinem Sohne, den er als Stütze für sich in Inowrazlaw herangebildet hatte und der ihn schon stark entlastete, die Leitung der Gnesener Fabrik zu übertragen. Er selbst mußte nun die Geschäftsführung der Inowrazlawer Fabrik einstweilen allein in die Hand nehmen. — Damals erhielt mein Vater von einem seiner auswärtigen Geschäftsfreunde folgenden Brief: „Mein lieber Freund! Von dem schweren Leid, das Sie durch zwei Todesfälle betroffen, mußte ich hören. Meinen Ohren und Sinnen traue ich nicht; ich traue meinen Augen nicht, mit denen ich mir Ihre Geschäftsbriefe der letzten Zeit ansehe — und weder in diesen noch privatim schreiben Sie mir ein Wort davon! Ich weiß nicht, was und wozu Ihnen schreiben; Trostesworte sind hier leere Worte. Aber ich weiß dennoch, was ich Ihnen sagen soll: Sie meiner aufrichtigen Liebe und hingebenden Anhänglichkeit zu versichern. Ich drücke Ihnen als Mensch und Freund kräftig die Hand, schlagen Sie fest ein und stützen Sie sich auf meine jüngeren und kräftigeren Schultern! — Lieber, guter Freund, halten Sie Ihren Kopf hoch, verlieren Sie nicht das Vertrauen zu Gott und den Menschen! Sie sollen sehen, nun kommt es besser. Nur nicht verzagt, Sie dürfen es

nicht sein. Denken Sie mehr an sich, werden Sie ein bißchen egoistisch, bis Sie wieder Mut und Kraft finden werden, für andere zu sorgen. — Schreiben Sie mir, wenn Sie mich bei sich sehen wollen, ich komme gerne. — Tun Sie mir die Liebe und schreiben Sie mir bald einen ausführlichen Brief; ich will daraus lesen, wieviel Sie auf mich vertrauen. Glauben Sie mir, ich bin Ihnen herzlich gut und will Ihnen gerne mit Rat und Tat beistehen. Gott wird helfen.“

Für mich wurden diese ernsten Ereignisse zum Lebensschicksal. Bis dahin trug ich mich stets mit dem Gedanken, zu studieren und, wie mein Großvater Kühlbrand, Arzt zu werden. Nun aber wünschte meine Mutter, daß ich so schnell wie möglich zum Vater ins Geschäft gehen sollte, um ihm eine Stütze zu werden. Mein ältester Bruder Gottlieb, der Jurist war und damals unmittelbar vor dem Assessor-Examen stand, kam für diese kaufmännische Tätigkeit nicht in Frage. Er wurde übrigens zugleich mit vielen Leidensgenossen durch die damals herrschenden antisemitischen Anschauungen in seinem beruflichen Fortkommen arg gehindert. Er war im Jahre 1881 Gerichtsassessor geworden und wurde viele Jahre hindurch durch alle möglichen kleinen Nester der Provinz Posen gehetzt. — Ich hatte in jener Zeit ein die Anstellungsverhältnisse der jüdischen Assessoren geißelndes Gedicht — eine Parodie auf Heines „Asra“ —

an das Berliner Tageblatt geschickt. Lange Zeit hörte ich nichts darüber, bis ich nach fünf Jahren vom damaligen Chefredakteur des „Ulk“, Siegmund Haber, folgendes Schreiben erhielt: „Es findet sich aus dem Jahre 86 ein Gedicht von Ihnen auf unserer Redaktion vor, welches damals wahrscheinlich verkramt und vergessen worden ist. Ich möchte dasselbe jetzt gerne veröffentlichen.“ Also noch nach dieser Reihe von Jahren war das Thema aktuell und blieb es leider noch lange. Ich gab zu der immer noch nicht verspäteten Veröffentlichung des Gedichts natürlich gerne meine Genehmigung. Es wurde in Nr. 23 des „Ulk“ vom Jahre 1891 mit einer originellen Illustration Oscar Wagners abgedruckt. Es lautet:

D e r R i c h t e r .

Täglich ging der sehr gestrenge
Landgerichtsrat auf und nieder
Um die Mittagszeit am Hause,
Wo das heil'ge Recht verdreht wird.

Täglich stand da ein Assessor
Um die Mittagszeit am Hause,
Wo das heil'ge Recht verdreht wird;
Täglich ward er alt und älter.

Eines Tags trat der Gerichtsrat
Auf ihn zu mit raschen Worten:
„Ihren Namen will ich wissen,
Ihre Heimat, Ihre Sippschaft!“

Und der Sklave sprach: „Ich heiße
Isidor und bin aus Pinne
Und gehör' zum Stamm der Richter,
Welche sterben, — eh' sie's werden.“

Das Gedicht fand übrigens zu meiner Überraschung einen Komponisten, der es im „Ulke“ gelesen hatte und sehr charakteristisch vertonte. Es wurde, wie ich aus mehreren Rezensionen ersah, überall, wo es gesungen wurde, mit großem Beifall aufgenommen. Mir selbst war aber, als ich es verfaßte, durchaus nicht lustig zumute, denn ich schrieb die Verse unter dem Einfluß von sehr ernsten und deprimierenden Briefen, die mein Bruder an die Eltern gerichtet hatte. In einem dieser Briefe hieß es: „Die trüben Ansichten und Aussichten im Justizwesen, die häufig eintretenden Ungerechtigkeiten haben in mir ein solches Maß von Bitterkeit angehäuft, daß ich zeitweise zu den verzweifelndsten Entschlüssen geneigt bin. Und doch wird es mir immer wieder schwer, den einmal betretenen Weg zu verlassen. Ich fühle, daß ich zur Ausübung der richterlichen Tätigkeit berufen bin und habe die Hoffnung, daß ich bei ihrer Ausübung glücklich sein werde.“ Nach der Verfassung waren zwar alle Staatsbürger vor dem Gesetze gleich, aber die Juden schloß man nach Möglichkeit von den Staatsämtern aus. Zum Anwalt hatte mein Bruder weder Talent noch Neigung, und so

war seine Mißstimmung, die in seinen Briefen zum Ausdruck kam, verständlich.

Nach siebenjähriger Assessorentätigkeit kam schließlich die Ernennung zum Amtsrichter, und zwar nach der „Residenz“ Bentschen, das jetzt wieder zu Polen gehört und die Grenzstadt zwischen Deutschland und Polen ist.

Da auf die kaufmännische Unterstützung durch meinen Bruder also nicht zu rechnen war, mußte ich in das Geschäft meines Vaters eintreten, und ich blieb ständig bei ihm zu Hause, um ihm zu helfen. Ich sah ein, daß ich ihn nicht verlassen durfte; und das war gut so, denn das Schicksal hatte ihm noch weiter manches Schwere auferlegt.

Über seine blühenden Unternehmungen kam einige Jahre, nachdem ich ins Geschäft eingetreten war, eine zweite Krise, ebenso verhängnisvoll wie die erste vor dem deutsch-französischen Kriege, als das Petroleum die Brennöl-Industrie vernichtete. Diesmal kam der Schlag nicht aus Amerika, sondern aus unmittelbarer Nähe: Ein intelligenter thüringischer Industrieller aus der Zuckerindustrie, Rudolf Reimann, hatte mit scharfem Blick erkannt, daß der kujawische Boden zum Anbau der Zuckerrübe vortrefflich geeignet sei. Er führte seinen Plan energisch aus und errichtete in der Nähe von Inowrazlaw eine große Zuckerfabrik. Bald folgten deren mehrere, und die Landwirtschaft stellte sich vollständig um. Der Zucker-

rübenbau nahm von Jahr zu Jahr größere Dimensionen an; im gleichen Verhältnis nahm der Rapsbau ab. In wenigen Jahren war die gelbe Rapsblume von den Äckern verschwunden. Wiederum war die Existenz der Ölfabrik in Inowrazlaw vernichtet. Auch um Gnesen führte sich der Zuckerrübenbau ein; allerdings nicht in dem gleichen Maße wie in Kujawien, so daß dort der Rapsbau, wenn auch eingeschränkt, weiter fortbestand. Um die Inowrazlawer Fabrik zu beschäftigen, fand der nie rastende Geist meines Vaters noch einen Ausweg. Er bezog aus Bombay, Madras und Ferozepur den dort in großen Mengen geernteten indischen Raps. Dieser kam in Dampfern nach Stettin, dort wurde er in Oderkähne umgeladen und gelangte durch die inzwischen schiffbar gemachte Netze bis nach Montwy, einem kleinen Netzehafen, etwa vier Kilometer von Inowrazlaw entfernt, von wo er allerdings mit Pferdefuhrwerken bis zur Fabrik transportiert werden mußte. Aber auch das sollte nicht lange dauern: in einer stürmischen Februarnacht im Jahre 1887 wurde die Fabrik wiederum durch einen furchtbaren Brand, ähnlich dem im Jahre 1873, zum größten Teil vernichtet. Doch der Unternehmungsgeist meines Vaters war noch nicht gebrochen. Er hatte keine Zeit, müde zu sein, und er mußte noch erwerben. Noch einmal die Ölfabrik aufzubauen, kam allerdings nicht in Frage. Es gab weit und breit kein Rapsfeld mehr und, um

indische Früchte lohnend zu verarbeiten, hätte die Fabrik an einem großen Hafenplatz errichtet werden müssen. Es mußte daher etwas Neues ersonnen werden, etwas, das mit der heimischen Landwirtschaft in Verbindung zu bringen war.

Seitdem der Landwirt den Zuckerrübenbau betrieb, mußte es eine nicht allzu schwierige Aufgabe sein, den Anbau einer zweiten Pflanze einzuführen, die auch im Magdeburgischen und in Thüringen neben der Zuckerrübe in ausgedehntem Maße kultiviert wurde. Es war dies die Zichorie, deren Wurzel der Herstellung des Zichorienkaffees und anderer Kaffeesurrogate dient. Nachdem auf drei Landgütern Anbauversuche mit der Zichorienpflanze mit bestem Erfolge gemacht waren, wurde die Zichorienfabrik im Jahre 1889 errichtet, und es begann der Anbau der Zichorienpflanze in der Provinz Posen, dem die Gründung von drei großen Zichoriendarren in Czempin, Koschmin und Komorze bei Zerkow folgte.

Zur Einführung dieser im Osten gänzlich neuen Industrie mußten Facharbeiter aus Gegenden herangezogen werden, in denen dieser Fabrikationszweig schon lange betrieben wurde.

Unter den Leuten, die von Magdeburg nach Inowrazlaw verpflanzt wurden, war auch ein gewisser Meister Sinn, der sich rühmte, das Geheimverfahren zur Herstellung des berühmten Hauswaldtschen Kaiser-Otto-Kaffees zu kennen, da er viele

Jahre hindurch in dieser Abteilung der Hauswaldtschen Fabrik gearbeitet habe. Surrogate ähnlicher Art wurden von fast allen Zichorienfabriken hergestellt, aber das Hauswaldtsche Präparat hatte ein eigenartiges Aroma, das auf einer gewissen Beimischung, die nicht bekannt war, beruhen mußte. Sinn, ein gutmütiger, aber beschränkter Mann, behauptete nun, Mitwisser des Geheimnisses zu sein, und er säumte auch nicht, es zu verraten: „Sehen Sie, das ist so,“ begann er weitschweifig in seinem unverfälschten Magdeburger Dialekt, „oben an der Decke geht eine Welle, auf der sitzt eine Riemenscheibe, und an dem Brennofen geht auch eine Welle, auf der sitzt auch eine Riemenscheibe. Von der einen Riemenscheibe zur anderen Riemenscheibe geht ein Riemen. Die Welle und die Riemenscheibe sind aus Eisen; der Riemen ist aus Leder.“ Das war nun nichts Neues. — Sinn fuhr dann fort, alle möglichen Maschinen und Einrichtungen, die allgemein bekannt waren, aufzuzählen, bis er endlich zum Ende kam und wir gespannt aufhorchten. „Die getrockneten Zichorienwurzeln werden im Brennofen geröstet und dann zum Abkühlen auf eisernen Platten ausgebreitet.“ Auch das war alles nichts Unbekanntes. Aber jetzt kam die Sensation! „Und nun,“ sprach Sinn bedeutungsvoll, „kommt der ‚Schubert‘ mit dem Sack und schüttet etwas rüber — aber was das ist, kann ich Sie nicht sagen, denn das wissen wir alle nicht.“ Nun wußten wir

ganz genau, wie Hauswaldt seinen Kaiser-Otto-Kaffee herstellt.

Sinn, der vorher noch nie aus Magdeburg herausgekommen war, lebte in dem Glauben, daß jeder Fluß Elbe und jede Hauptstraße Breiteweg heiße. Deswegen nannte er auch Inowrazlaws Hauptstraße, die Friedrichstraße, nicht anders wie die Magdeburger Hauptstraße, „Breiteweg“. — Als ich einmal Sinn fragte, wie er es sich erkläre, daß ein Kunde aus dem benachbarten, am Netzefluß belegenen Städtchen Pakosch die erhaltenen Zichorienpakete beanstandete, weil sie zu feucht seien, erklärte er voller Überzeugung: „Die Sache ist mir ganz klar, das Faß wird in die Elbe gefallen sein.“

FÜNFTES KAPITEL

Jüdische Anekdoten.

Was waren das für schöne Abende, wenn sich im Winter am runden Familientisch, im Sommer unterm weitästigen alten Eichenbaum im Garten um den Vater die Kinder, Schwiegersöhne, Schwiegertöchter, Enkel und Freunde versammelten, um den Erzählungen des Alten, der soviel erlebt und erfahren hatte, zu lauschen. Er verstand es aber auch, nicht nur Erlebtes, sondern auch Überliefertes reizvoll zu gestalten. Nicht ohne Beziehung und ohne Zusammenhang erzählte er diese Geschichtchen; meist streute er sie gelegentlich einer Debatte oder Diskussion zur Unterstützung und Bekräftigung einer von ihm ausgesprochenen Ansicht ein.

Einmal saß der Vater sorgenvoll da. Seine sonst strahlenden Augen schienen heute getrübt. Es war ein heißer, trockener Sommer, es hatte lange Zeit nicht geregnet, und der Wasserspiegel im Teich zeigte sich stark gesunken, so daß die Dampferzeugung gefährdet war; unter späten Maifrösten hatte die Entwicklung der Rapspflanzen gelitten, und es drohte eine Mißernte; dazu kam, daß an dem Tage

das große Kurbellager der Dampfmaschine infolge Heißlaufens geschmolzen war und eines der besten Pferde schwer erkrankte. Da sagte mein Vater: „Das ist schon beinahe so gut wie ‚geleernt‘ (gelernt),“ und er erzählte uns zur Erklärung dieses Satzes das folgende Geschichtchen:

„Ein kleiner jüdischer Knabe wollte in der Schule durchaus nicht vorwärtskommen. Der Vater, ein Hausierer, der mit seinen Waren über Land ging, beschloß, mit ihm eine Radikalkur vorzunehmen. Er nahm den Jungen auf eine seiner Touren mit, nachdem er ihm einen schweren Packen mit Waren auf den Rücken geschnallt hatte. Auf schlechten, durchnässten Landstraßen ging es nun in die Dörfer. Die Sonne brannte, selbst dem Vater wurde der Weg schwer und er stöhnte unter der Last, die er trug. „Nun, mein Sohn, was sagst du jetzt?“ „Vater, das ist alles noch nicht so schlimm, wie geleernt.“

Am nächsten Tage wurde die Last noch vergrößert. Der Vater suchte noch schwierigere Wege aus. Der Schweiß rann den beiden Wanderern von der Stirn. Vor Durst verschmachteten sie fast. „Nun, mein Sohn, was sagst du jetzt?“ „Vater, das ist alles noch nicht so schlimm wie geleernt.“ — So ging es noch einige Tage weiter. Die Aufgabe wurde immer schwerer. Aber immer wieder hörte der Vater die Antwort: „Alles noch nicht so schlimm wie geleernt.“ Da führte er den Knaben

einen ganz abschüssigen Weg; hungernd und dürstend wanderten sie viele Meilen, es regnete und stürmte. Sie kamen mühselig ächzend und keuchend einen Schritt nach dem anderen, immer ausgleitend, sich kaum auf den Füßen haltend, vorwärts. Der Abend nahte, es wurde finster und finsterer, der Sturm heulte und — da rief der Knabe: „Vater, jetzt ist es schon b e i n a h e so gut wie gelehrt.“ — — „So,“ schloß mein Vater, „ist mir heute auch: b e i n a h e so gut wie gelehrt.“

* * *

In unserm Hause wohnte ein Schulinspektor, der oft und gerne mit meinem Vater von seinen Schulerlebnissen plauderte. Als er einmal von einer seiner Schulprüfungen erzählt hatte, bemerkte mein Vater: „Da kenne ich ein nettes Geschichtchen von einem Kollegen von Ihnen aus meiner Heimat. Er war ein Kreisschulinspektor wie Sie und er besuchte, wie Sie, von Zeit zu Zeit die Dorfschulen, um sich durch eine Prüfung von den Leistungen der Schule zu überzeugen. Einmal hatte er es in einer Schule sehr schlecht getroffen. Die Kinder konnten kaum eine seiner Fragen richtig beantworten und mußten Tadel über Tadel über sich ergehen lassen. Sie waren über den Schulinspektor sehr empört. Am Tage nach der Prüfung machte sich der würdige Schulmann auf, um in dem Nachbardorfe seines Amtes zu walten. Nach einigen

hundert Schritten seiner Wanderung kam er an einen Kreuzweg, und er war unschlüssig, welche der drei Straßen er einzuschlagen habe. Er wandte sich an einen Jungen, der in der Nähe die Gänse hütete, und der tags vorher in der Schule am meisten zu leiden gehabt hatte, mit den Worten: „Sage mal, mein liebes Kind, welches ist der Weg nach dem Dorfe Kirschgrund?“ Prompt erwiderte der Bengel: „Das weiß Er nicht? Gestern hat Er doch allen Dreck gewußt!“ — Ein schallendes Gelächter quittierte diese Erzählung meines Vaters.

* * *

Wenn mein Vater von einem nur scheinbaren Glück irgendeines Nebenmenschen hörte, pflegte er zu sagen: „Muhme Scheinchens Kutsch.“ Mit diesem Ausdruck hatte es folgende Bewandtnis:

„Es war Feierabend. — Die Familie saß auf der grünen Holzbank vor dem Hause am Marktplatz des Heimatstädtchens und sprach von ihren Freuden und Lasten und von der Schwere des Existenzkampfes. Da rollte eine prächtige Equipage mit feurigen Rossen heran, und den Lippen eines der Familienmitglieder entrangen sich die Worte: „Wie ist der Insasse dieser herrlichen Kutsche zu beneiden. Das muß doch ein Glücklicher sein!“ Sonderbar! Das Gefährt hielt unmittelbar vor unserer Familiengruppe, und als der Kutscher den Wagenschlag geöffnet hatte, erschien die kleine zusam-

mengesunkene Gestalt der alten Muhme mit dem eigentümlichen Vornamen ‚Scheinchen‘.

Muhme Scheinchen hatte einen kleinen Spaziergang vor den Toren des Städtchens gemacht, war hierbei ausgeglitten, hatte sich einen Fuß gebrochen und war in ihrer hilflosen Lage von einem gerade vorüberfahrenden Gutsbesitzer mitleidsvoll in seinen Wagen gehoben worden, der die unter Schmerzen stöhnende Alte nach Hause brachte. — „Laßt Euch von äußerem Glanze nicht blenden,“ lehrte der Vater. „Wie oft ist es nur: — Muhme Scheinchens Kutsch.“

* * *

Wir Kinder hatten stets den Wunsch gehabt, den schönen, ausdrucksvollen Kopf unsers Vaters in einem Porträt festgehalten zu sehen. Er sträubte sich aber immer und berief sich dabei auf ein Erlebnis, das er in seiner Jugend gehabt hatte: Als er einmal von der Reise heimkehrte und auf sein Elternhaus zuschritt, erschrak er vor einer sonderbaren Erscheinung. Aus dem Bodenfenster schaute die längst verstorbene Urahne heraus. Dieser Spuk klärte sich aber bald auf. Es war nicht die Urahne selbst, sondern nur ihr Bild, das schon lange auf dem Boden verstaubt herumlag und das das Dienstmädchen als Schutz vor dem eindringenden Regen an die Bodenluke gestellt hatte. „Glaubt ihr, daß ich mich dazu malen lassen werde, damit mein Bild

einmal in der Rumpelkammer liegt und als Wetter-
schutz aus der Bodenluke guckt? Ich denke nicht
daran. Die Ähnlichkeit wird doch meist nicht ge-
troffen, und dann kann es euch so gehen wie der
alten Frau Meier in Thorn. Ihr kennt sie doch,
oder werdet wenigstens von ihr gehört haben. Als
sie ihren 70. Geburtstag feierte, hatten ihre Kinder
als Hauptgeschenk das lebensgroße Porträt ihres
Mannes gestiftet. Die Jubilarin betrachtete die ver-
schiedenen mehr oder weniger praktischen Ge-
schenke mit dankbarer Freude, aber das Gemälde
beachtete sie kaum. Enttäuscht fragte man die
Mutter, ob sie sich denn nicht über das herrliche
Bild freue. Worauf Frau Meier fragte, wen denn
das Bild darstellen soll. Man sagte ihr, daß das
doch der Vater sei. Achselzuckend rief sie aus:
„Ausgerechnet soll ich auf Meiern r a t e n !“

* * *

Einmal las mein Vater im Wochenblättchen
einen Bericht über eine Gerichtsverhandlung:

Ein offenbar sehr erotisch veranlagter junger
Mann hatte am hellen lichten Tage auf der Straße
eine fremde Dame geküßt. Er kam wegen dieses
Deliktes auf die Anklagebank, und sein Verteidiger
hatte geltend gemacht, daß der Angeklagte geistes-
krank sei. Mein Vater setzte in diese „Geisteskrank-
heit“ gelinde Zweifel und machte hierbei die Be-

merkung: „Wenn der Mann, meschugge‘ ist, warum pußt*) er in seinem Meschuggas nicht einen Ofen?“

* * *

Wenn es mal ein Gericht gab, bei welchem sich die Köchin bei der Zubereitung mit irgendeinem Surrogat beholfen hatte, das mein Vater heraus-schmeckte, pflegte er zu sagen: „Das scheint mir ‚Bocherimpunsch‘ zu sein.“ Und wer den Ausdruck noch nicht kannte, erhielt folgende Aufklärung: „An einem kalten Winterabend saßen mehrere Bocherim (Talmudjünger) lernend zusammen. Sie hätten gerne zur Erfrischung und Erwärmung einen belebenden Punsch getrunken. Nun hatten sie aber weder Wein, noch Zucker und Zitronen zur Verfügung. Im Hause war nur Sirup und Essig vorhanden. Da erklärte einer der Talmudjünger: ‚Was brauchen wir Wein, Zucker und Zitronen? Statt des Weins nehmen wir Wasser, statt des Zuckers Sirup und statt der Zitrone Essig. Dann haben wir auch Punsch: Bocherimpunsch.“ — Dieser Ausdruck wurde in weiteren Kreisen zum geflügelten Wort.

* * *

Wenn mein Vater von einem jungen Manne hörte, der sich von seinen Vorgesetzten nichts gefallen lassen wollte, sondern ihnen impertinent ent-

*) Pußt = küßt.

gegentrat, pflegte er, der sehr Friedliebende, folgendes Geschichtchen zur Belehrung zu erzählen: „Mein Freund Winkler war schon über zwanzig Jahre Inspektor bei dem groben, jähzornigen Landschaftsrat v. B. Bei diesem hatte es außer Winkler noch kein Inspektor länger als höchstens ein halbes Jahr ausgehalten. Als einmal Winkler nach dem Grund dieser auffallenden Tatsache gefragt wurde, erwiderte er: „Meine Lehrmeisterin war die Natur. Ich hatte beobachtet, daß der Sturm Zäune umriß, ja selbst starke Bäume entwurzelte, daß das schmiegsame Rohr zwar vom Winde gerüttelt wurde, sich niederbog, aber immer wieder aufrecht stand, wenn der Sturm vorüber war, während der Baum vernichtet am Boden lag. — Wenn mein Chef wütete und tobte, machte ich es wie das Rohr. Wenn er ausgetobt hatte, stand ich immer wieder aufrecht da. So bin ich schon über zwanzig Jahre mit dem Wüterich gut fertig geworden.““

* * *

„Vielleicht triffst du auf einen wohlwollenden Examinator, wie Reb Gamliel und gibst, wie er, zufällig eine treffende Antwort,“ sagte mein Vater zu seinem Enkelsohn, der durch das Abiturium zu fallen befürchtete; und er erzählte von Gamliel folgendes:

„In unserm Städtchen wurde, ehe in ihm noch ein Arzt war, die Heilkunde von einem Reb Gamliel

ausgeübt. Dieser hatte nie studiert, aber er umgab sich mit dem Nimbus eines Gelehrten, der lateinisch verstand. Tatsächlich hatte er diese Sprache aber nie gelernt. Auf einem Regal hatte er eine Anzahl Töpfe stehen, in denen sich seine sogenannten ‚Medikamente‘ befanden. Sehr viel hielt er von warmen Umschlägen mit eingeweichten Gerstengraupen, die im Volksmunde ‚Pischken‘ hießen. Auf dem Topfe mit diesen eingeweichten Pischken prangte auf dem Etikett die von Gamliel aufgeschriebene Bezeichnung ‚Ingewigschtum Pischkantum‘. Denn bei Reb Gamliel mußte alles recht gelehrt klingen. Auf den übrigen Töpfen des Regals standen ähnliche gelehrte Bezeichnungen und in ihnen befanden sich ähnliche heilkräftige Medikamente wie eingeweichte Pischken. — Ich will aber kein falsches Bild von Reb Gamliel zeichnen. Zu seinem Ruhme und seiner Ehre muß gesagt werden, daß er es verstanden hat, durch geeignete Anwendung von sogenannten Hausmitteln seinen Patienten in vielen Fällen Linderung zu verschaffen. Er war sehr beliebt und geschätzt, nicht nur bei den Bürgern, sondern auch bei den Behörden. Letzteres zeigte sich in der kritischsten und beängstigendsten Stunde seines Lebens. Nachdem Gamliel viele Jahre unbehelligt sein Heilgewerbe ausgeübt hatte, bekam er plötzlich ein amtliches Schreiben, daß er sich vor dem Medizinalkollegium bei der Regierung einer Prüfung zu unterziehen

habe. Als er das Schreiben erhalten hatte, wurde er bleich und zitterte und bebte vor Angst. Er bekam das richtige Examenfieber. Zitternd erschien er vor dem Medizinalrat. Dieser war aber sehr wohlwollend, er wußte, daß Gamliel seine Hausmittel ganz zweckmäßig anwendete und er wollte ihn, wenn nur irgend möglich, nicht durchs Examen fallen lassen und nur eine Formalität erfüllen. Die Frage, die er an den Kandidaten richtete, war: „Sagen Sie mal, wie ist es, wenn die Galle sich in die Leber ergießt?“ „Nun, dann ist es bitter, Herr Medizinalrat,“ erwiderte der Kandidat mit einer charakteristischen Handbewegung. „Sehr gut, Herr Gamliel, Sie haben das Examen bestanden.“ Gamliel praktizierte nun weiter, jetzt aber als „geprüfter Chirurgus“.

* * *

Ich will noch eine kleine Geschichte von meinem Vater niederschreiben, die er selbst zwar nie erzählt hat, die aber für ihn charakteristisch ist.

Meinem Vater war ein Buch über Darwin in die Hände gekommen, das er mit staunender Bewunderung las. Der Darwinismus und die „Entwicklung der Arten“ versetzten seiner Überzeugung von der Erschaffung der Welt einen argen Stoß. Alte und neue Anschauungen kämpften in ihm. Ich sehe meinen Vater in Gedanken versunken einmal im Garten stehen, als ein Hahn aufplatterte und krächte.

Da kam es über meinen Vater wie eine Befreiung, und er rief dem Hahne zu: „Du kannst noch sehr lange krähen, ehe du Humboldt werden wirst.“

* * *

Besonders im Kreise von Juristen erzählte mein Vater gerne an Hand eines richterlichen Erkenntnisses, das er besaß, von einem Prozeß um die Schützenkönigswürde von Rackwitz. Ich habe darüber eine Arbeit veröffentlicht: „Der Prozeß um die Schützenkönigswürde von Rackwitz pro 1847“, die im 8. Heft, Jahrgang 1915 der Zeitschrift „Aus dem Posener Lande“, Monatsblätter für Heimatkunde, Dichtung, Kunst und Wissenschaft (Eulitz-Verlag), erschienen ist.

Interessant, vielleicht einzig dastehend ist, daß ein Teil dieses richterlichen Erkenntnisses, nämlich der „Tatbestand“, in Versen abgefaßt ist. Ich kann es mir nicht versagen, einige Verse aus diesem merkwürdigen Schriftstücke hier wiederzugeben. Der Anfang lautet:

Pfingsten war's, das Fest der Freude,
Wo sich der junge Lenz erneute
Im wunderschönen Monat Mai,
Als zum Schießfest von Stadt Rakwizen
Zum Königsschuß die Bürgerschützen
Auszogen frisch, fromm, fröhlich und frei.
Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?

Im Tenor kann man die 81 lesen,
Die zu dem Schießen dagewesen!
Wen Gott von ihnen beglückt,
Ihm die Kugel durch die Scheibe schickt,
Daß sie durch die Mitte dringen kann
Oder nur zunächst daran,
Wird, sei er sonst noch so wenig,
Gleich, ohne Ansehen der Personen,
In Majestät der Schützenkönig.
Denn dem Verdienste seine Kronen!
Jedoch es muß ein jeder Schuß,
Der gelten soll — die Scheibe voll
Durchbohren dergestalt,
Daß im durchbohrten Spalt
Der Pfropfen bald
Und ohne Gewalt
Festsitzen tut,
So sagt's das Statut!
O Muse, nenne mir' den Mann,
Der dort die Krone sich gewann!

**Der juristische Dichter oder der dichtende Jurist
schließt:**

Die acht Kurfürsten bedenken,
Wem wohl die Krone zu schenken?
Und einstimmig sie proklamieren,
Zu wissen jeder männiglich:
„Die Schützenkrone soll führen
G o t t l i e b“, des Namens sicherlich

Der erste, der trug die Krone,
Denn ist auch der Name nicht ohne,
So ist doch nicht bekannt,
Daß so schon ein König genannt.
So war denn Gottlieb Schoeneich Schuh-
Macher und auch König dazu;
Doch Dienegott Müller, der Schmied,
War nicht einverstanden damit.
Die diplomatische Unterhandlung,
Sie wird jetzt von ihm abgebrochen;
Und um des Spruchs Umwandlung
Die Macht jetzt angesprochen.
Doch suppliziert er vergebens
Um die Krone, das Ziel seines Strebens,
Beim Landrat und bei der Regierung.
Sie weigerten ihm die Führung
Der prätendierten Würde,
Und auch der Minister würde
Erklärte er auf Befragen,
In so benannter Sachlage
Ihn nicht zum König ernennen,
Noch so ihn anerkennen.
Er wendet sich zu den Gerichten,
Um ihren Streit zu schlichten,
Den Gegner zu vernichten,
Und ihn heißen verzichten.
Der Richter der Bagatelle
Verfügte sich und sein Geselle
Mit beider Könige Gesandten,

Gottliebs und des nicht Ernannten
Hin zu der Stadt Rackwizen,
Tut da zu Gerichte sitzen,
Und beriet sich mit den Schützen.
Wehe, wem das Ungelücke
Einmal faßt in das Genicke,
Nicht so balde läßt's ihn los!
Nur das Glück ist wetterwendig,
Doch das Unglück ist beständig,
Stets fortdauernd wirkt sein Stoß!
Unglück bleibet nie allein,
Immer muß es sich vermehren,
Stets ein andres Unglück frei'n,
Und neue Unglücke gebären!
Er, der nur das Unglück kennt,
Unser armer Prätendent,
Muß nach kurzem Deliberieren
Jetzt auch den Prozeß verlieren.
Dienegott war Unterlieger,
Engelhard, der Justizkommissar
König Gottliebs, blieb und war
Auch im letzten Kampfe Sieger.

Der damals beim Königlichen Land- und Stadtgericht in Wollstein beschäftigt gewesene junge Jurist, der sich diesen Streich geleistet hat, war der bekannte spätere Chef des Zivilkabinetts Kaiser Wilhelms I., von Wilmowski.

SECHSTES KAPITEL

Kunstleben in einer ostdeutschen Kleinstadt. — Julius Stettenheim. — Emil Palleske. — Raimund von Zur-Mühlen. — Therese Rothhauser. — David Popper. — Heinrich Ernst. — Georg Schumann. — Max Stange. — Bruno Hinze-Reinhold. — Werner Alberti. — Bella Alten. — Adele Sandrock. — Adeline Patti.

Meine wenn auch nur kleinen und wenig bedeutenden literarischen Veröffentlichungen hatten mich immerhin vielfach mit Dichtern und Schriftstellern von Ruf in Verbindung gebracht. Interessante literarische Abende verlebte ich in dem Verein „Breslauer Dichterschule“, zu dessen Mitgliedern damals u. a. Oskar Justinus, Peter Hille, Detlev v. Liliencron, Siegmund Mehring, Adolf Schafheitlin gehörten. Durch meine Mitgliedschaft in diesem und andern literarischen Vereinen wurde ich in den Schriftsteller-Adreßbüchern geführt und daher kam es, daß Julius Stettenheim, als er einmal in Inowrazlaw einen Vortrag hielt, den dort lebenden einzigen „Kollegen“ aufsuchte. Ich war damals etwa zwanzig Jahre alt und hatte gerade ein größeres humoristisches Epos beendet. Ich konnte die günstige Gelegenheit nicht vorübergehen lassen,

meine Arbeit dem Humoristen Stettenheim zur Prüfung vorzulegen. Es war in seinem Hotelzimmer. Stettenheim schlug vor, ihm, während er sich auf dem Sofa ausstreckte, meine Dichtung vorzulesen. Begeistert begann ich die Lektüre. Aber bald rief Stettenheim „Halt!“ „Warum sagen Sie das so und nicht so? — Verbessern Sie es.“ Ich korrigierte und las weiter. Wieder ertönte nach einiger Zeit ein „Halt!“ mit dem Vorschlag einer Änderung. Und so mußte ich noch mehrere Male ein „Halt“ über mich ergehen lassen. Es kam aber in größeren Pausen; Stettenheim hatte also weniger auszusetzen. Ich war glücklich. Schließlich tadelte er gar nichts mehr. Ich konnte ohne Unterbrechung Seite auf Seite bis zum Ende lesen. Aber auch jetzt sagte Stettenheim kein Wort. Da wandte ich mich zu ihm — er lag in tiefem Schlummer. Als Stettenheim erwachte, versicherte er mir, daß er noch nie so gut geschlafen habe. Aber er fügte freundlich hinzu, daß das keine Kritik sein sollte. Stettenheim war bekanntlich ein Virtuose des Wortspiels. Als er kurze Zeit nach Begründung seines humoristischen Blattes „Die Wespen“, das damals noch fast gar keine Abonnenten hatte, von einem Kollegen gefragt wurde: „Nun, Stettenheim, gehen die Wespen?“ erwiderte er ohne Besinnen: „Warum sollen sie nicht gehen, es ‚hält‘ sie doch niemand.“

Eines netten Wortspiels entsinne ich mich von

seinem Inowrazlawer Aufenthalt. Der Wirt der „Löwengrube“, wie das Hotel von Daniel, in dem Stettenheim logierte, genannt wurde, war ein freundlicher, aber nicht sehr sprachgewandter Mann. Ich fragte ihn, ob der Vortrag auch gut besucht sein würde, und er erwiderte, daß seiner Meinung nach die Plätze im Saal „gut ausgefüllt“ sein werden. Worauf Stettenheim a tempo bemerkte: „Die Hauptsache ist, ob m e i n Platz gut ausgefüllt sein wird.“

Nach vielen, vielen Jahren kam mir folgender Brief in die Hände:

„Ich erlaube mir einige kleine Verse, welche ich Gedichtet habe, zum Zweiundachtzigsten Geburtstage für den Ältesten Schriftsteller welchen wir haben Herrn Julius Stettenheim zu Überreichen. Dieser Herr Feiert am 2ten November sein 82zigsten Geburtstag. Ich Würde gern Sehen! Wenn Wir in der Vorletzten Nummer im Blatt für Alle vielleicht eine Extra Ausgabe mit der Überschrift!/? Dem Jubilare Herrn Julius Stettenheim Gewidmet. Wir würden dadurch im Nächsten Sommer ein Großes Geschäft dadurch machen! Wir müssen dann Aber selbige Verse drucken lassen, und zwar einige Tausende Und zum Verkauf in den Bade Orten Anbieten. Wenn Sie damit Einverstanden sind! Möchte ich in Kolberg Oder in Henkenhagen einen Laden nehmen und sämtliche Zeitschriften von unserer Druckerei dort verkaufen. Ich habe

ungefähr noch einige 50 Verse welche Wir nach und nach der Öffentlichkeit Preiß geben werden. Auch wird uns unser lieber Freund Herr Stettenheim stets zur Seite stehen und uns zu verschiedenem verhelfen. Sollten Sie mit einem Laden Einverstanden sein, So müßte schon jemand nach Kolberg kommen, damit wir uns können eine Lage dafür aussuchen. Ich möchte nun bitten mir Umgehend bescheid zu schreiben! Wie? Sie darüber denken! An meiner Arbeit und Hilfe soll es nicht fehlen. Es Zeichnet Hochachtungsvoll C. S. Oberkellner.“

Das anliegende „carmen“ lautete:

Gewid'met dem Jubilare.

Dem Zweiunacht'ger
Jubilare!
Bring ich den Ersten
Glückwunsch da,
Damit Er noch nach
Hundert Jahren!
An dem? Denkt!
Der's Geschrieben hat.

V. 1

Einst lernt ich kenn
In Henkenhagen!
Den Ält'sten Dichter
welchen wir hab'n,

der mir zu manchen hat
Verholfen!
Woran ich nie geglaubet hab.

V. 2

Und, sollten Wir uns Widerseh'n!
An Henkenhagen's
schönem See,
So, Werd ich mich zurück
Versetzen!
Dem Jahre, Wo?
Ich Dir gesehen.

V. 3

Auch, Werd't ich es
Ja nie Vergessen!
Die frohe Stundt
Welch wir verlebt!
Es waren Dam'n
Von Dir Umgeben!
Die nur Warn für
Musik bestrebt.

V. 4

Herr Schmidt, und
Fräulein Springer
Spielten!
In Henkenhagen

Oft zusam'm
Und Engelhardt von
Strandschloß rief dann!?
Die Gäste Alle gleich zusam'm.

V. 5

Zum Schluß, Wünscht
Dir zu diesem Feste!
Ein langes Leben
Auf der Welt!
Ein Kellner, Welcher
Rumgelaufen
So manche Male
Hin zum Zelt.

V. 6

Dort hab ich, drüber
Nachgegrübelt!
Wie? Ich es nur
Anfangen kann,
Um meinem lieben
Alten Schriftsteller!
Zu diesem Tag!
Grat'lieren kann.

Zur freundlichen Erinnerung gewid'met von
seinem Einstmaligen Oberkellner C. S.

Am 2. November 1914, dem Geburtstage Stetten-
heims, schrieb ich an ihn folgenden Brief:

„Sie werden sich meiner kaum erinnern, wir waren vor etwa zwanzig Jahren in Inowrazlaw, jetzt Hohensalza, zusammen, wo Sie einen Vortrag hielten. Sie wohnten in Daniels Hotel, und ich las Ihnen oben in Ihrem Zimmer meine Gedichte vor. Diese hatten auf Sie eine so großartige Wirkung, daß Sie — wie Sie mir damals versicherten — noch nie so gut eingeschlafen sind. Später haben Sie dann ein Gedicht von mir in Ihrem „Humoristischen Deutschland“ veröffentlicht.

Heute, an Ihrem 83. Geburtstag, fällt es mir ein, daß ich vor etwa einem Jahre einen Brief erhielt, den ich Ihnen in Abschrift übersende. Ich denke, daß Sie Brief und Gedicht, „verzeihen Sie das harte Wort“, interessieren wird. Indem ich Ihnen zum heutigen Tage meine herzlichsten Glückwünsche ausspreche usw.“

Stettenheim antwortete mir:

„Für Ihr liebenswürdiges Gedenken an meinem Geburtstag sende ich Ihnen meinen besten Dank. Ich erinnere mich Ihrer mit großem Vergnügen.

Die Zuschrift aus Henkenhagen ist mir rätselhaft. Wie kam sie zu Ihnen? Allerdings weiß ich, daß ich vor längerer Zeit in dem schönen Ostseebad gewesen bin, und daß ich auch dort von einem dichtenden Kellner verfolgt worden bin. Was der Dichter aber mit seinen Achilles„fersen“ beabsichtigt, das wage ich nicht zu wissen. Ihr treu ergebener Stettenheim.“

Gelegentlich der Aufzählung einiger Mitglieder der Breslauer Dichterschule hatte ich auch Adolf Schafheitlins Erwähnung getan. Dieser hat mir unbewußt einmal schwere Kopfschmerzen gemacht, von denen ich allerdings durch einen glücklichen Umstand schnell befreit wurde. Schafheitlins umfangreiches Buch „Der große Ironiker und sein Werk“ war eben im Verlage eines Freundes von mir erschienen, der plötzlich gestorben war. Dessen Gattin bat mich nun, recht schnell eine Rezension über das Werk zu schreiben, was ich ihr nicht abschlagen wollte. Während ich mich in die schwierige Lektüre zu vertiefen begann und nicht wußte, wie ich diese Arbeit so eilig zustande bringen sollte, besuchte mich ein befreundeter Journalist, dem ich mein Leid klagte. Die Feder stand ihm jederzeit zur Verfügung und er erbot sich, mir die Rezension sofort zu diktieren. „Haben Sie denn das Buch gelesen?“ fragte ich ihn. „Wozu brauche ich ein Buch zu lesen, das ich zu besprechen habe,“ warf er ein, „es genügt mir, einen Blick auf ein paar Seiten zu werfen“. Das tat er, und nach einigen Minuten diktierte er mir folgendes in die Feder:

„Das achtzehnte Jahrhundert ist in seiner zweiten Hälfte wie in vielfacher Beziehung bahnbrechend, so auch in literarischer Hinsicht. Abgesehen von den Literaturgrößen gab es auch Spezialisten auf manchem Gebiete, das heutzutage kaum noch gepflegt wird. Hierzu rechnen wir

das Genre der Satire: Namen wie Swift und Pope in England, Lichtenberg und Kästner in Deutschland kennzeichnen diese Richtung, die zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts in Börne und Heine ihre glänzendsten Vertreter findet. Aber während letztere mit der ätzenden Lauge ihres Spottes am meisten die politischen Zustände ihres Vaterlandes geißeln, liegt die gesellschaftliche Satire namentlich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts völlig brach. Ironie und Sarkasmus, in ein philosophisches Gewand gehüllt, treten uns selten entgegen. In erfreulichem Maße vertritt diese Richtung, die an Montaignes Maxime erinnert, „Der große Ironiker und sein Werk“, Aphorismen von Adolf Schafheitlin, Berlin 1907, S. Rosenbaum Verlag. Der Verfasser, dessen Devise in dem Satze ausgeprägt ist: „Selig sind die Menschen usw.“ ist kein Anfänger auf schriftstellerischem Gebiete, sondern ein gereifter Mann, der in seinem sechsundfünfzigsten Lebensjahr auf eine dreißigjährige literarische Tätigkeit zurückblickt. Professor Adolf Schafheitlin ladet in seiner Schrift zu einer „Luftreise durch die Modernität“ ein. Wer mit ihm die Montgolfière besteigt (näheres über den Inhalt verraten wir absichtlich nicht), wird es sich nicht zu bereuen haben, sondern das Buch, wenn er es in einem Atemzuge durchgelesen hat, mit Bedauern fortlegen und in Stunden der Muße immer wieder mit Behagen zur Hand nehmen. Gleichgültig kann

dem Inhalt gegenüber niemand bleiben, und darin liegt nicht der geringste Vorzug dieser durchaus anregenden Schrift.“

Also ein Buch, das man nie gelesen hat, kann man „mit Bedauern fortlegen, um es in Stunden der Muße immer wieder mit Behagen zur Hand zu nehmen“. Seitdem lese ich Bücherbesprechungen immer nur mit einem gewissen Mißtrauen.

Der geschickte Kritiker, der diese Rezension nur so aus dem Ärmel schüttelte, war ein entfernter Verwandter von uns mit Namen Karl Schmirr, der einige Zeit in Inowrazlaw gelebt hatte, von wo aus er in seiner freien Zeit Artikel für auswärtige Zeitungen und Zeitschriften schrieb.

Schmirr, ein kleiner, aber kluger Mann, war oft Gast in meinem Elternhause, und mein Vater gewann durch den Verkehr mit ihm einen tieferen Einblick in eine gewisse journalistische Tätigkeit, die er nicht zu schätzen vermochte. Er gab solchen Zeitungsschreibern, im Hinblick auf Schmirr, den verächtlichen Titel „Schmierinskis“, ein Ausdruck, der in unserer Familie zum geflügelten Wort wurde.

Als mein Vater eines Morgens in seiner Zeitung den Widerruf einer sensationellen Nachricht las, die am Tage vorher in derselben Zeitung lang und breit behandelt worden war, und die ihn außerordentlich interessiert und den ganzen Tag über beschäftigt hatte, rief er aufbrausend aus, indem

er mit der Faust auf den Tisch schlug: „Diese verfluchten Schmierinskis soll der Deibel holen!“

Von einer Reise heimgekehrt, erzählte mein Vater: „Ich stand in Mainz vor dem Denkmal Gutenbergs. Da kam der Zorn über mich, und ich hatte nicht übel Lust, die Figur von dem Sockel hinabzustürzen. Hätte dieser Mann nicht die Buchdruckerkunst erfunden, dann wäre nicht soviel Un——nötiges geschrieben worden.“ Man mußte meinen Vater gekannt haben, um überzeugt zu sein, daß er es mit seinem verärgerten Ausspruch nicht gar so ernst gemeint hatte. Vor allen wahrhaft bedeutenden literarischen Schöpfungen beugte er sich bewundernd. Aber die „Schmierinskis“ mit ihrem gefährlichen „schreiben, schraben, schruben“ — wie er, um seinem Widerwillen gesteigerten Ausdruck zu geben, immer sagte — konnte er nicht verdauen, und wenn er noch heute lebte, würde er sicherlich auch den eigenen schriftstellernden Sohn von seinem „Anathema esto“ nicht ausgenommen haben. „Wage dich nicht leichtfertig an die Öffentlichkeit,“ pflegte er zu mahnen, „sonst kann es dir ‚wie jenner Stinkern‘ gehen.“

Um diesen Ausdruck zu verstehen, muß ich eine kleine Geschichte, die mein Vater erzählte, wiedergeben: In seinem Heimatstädtchen Rackwitz lebte eine einfache, biedere Frau, „die Wollsteinern“. Man kannte sie, aber man sprach nicht von ihr, weder Gutes noch Böses. Diejenigen Frauen, von

denen man nicht spricht, sollen ja nicht die schlechtesten sein. Aber plötzlich war die Frau in aller Munde, und das kam so: Auf der Straße rief ihr ein vorübergehender Frechling zu: „Guten Tag, du Stinkern.“

„Stinkern?“ entrüstete sie sich. „Ich stinke nicht, das werde ich dir beweisen.“ Sie rief die ‚öffentliche Meinung‘ an. Jedem, dessen sie habhaft werden konnte, hielt sie ihr Kleid unter die Nase mit der Frage: „Sag’ nur, riech’ ich oder stink’ ich?“ Gleich der erste, den sie dergestalt anging, gab ihr zur Antwort, nachdem er ihren Duft hatte auf sich einwirken lassen: „Ob du st i n k s t ? O b du stinkst!“ Auch alle andern Gefragten bestätigten ihr, daß sie nicht rieche, sondern stinke. Und nun sprach jedermann im Städtchen lachend von ihr, und sie wurde bis zu ihrem Lebensende nicht mehr „die Wollsteinern“, sondern „Die Stinkern“ genannt. Belehrend fügte der Vater hinzu: „Frage nie deine Umgebung, ob du gut oder schlecht, gerecht oder ungerecht bist, sie wird, auf dich erst aufmerksam gemacht, dir wie ‚jenner Stinkern‘ nur die Antwort geben, die du nicht gerne hören möchtest.“

Das Zusammensein mit Schriftstellern und Künstlern war für mich, dem in dem kleinen Ort Lebenden, immer ein Festtag. Meine ersten Erlebnisse dieser Art waren Emil Palleskes, des Schillerbiographen, Besuche in meinem Elternhause. Pal-

leske war eine Zeit lang Schauspieler in Posen gewesen, und zwischen ihm und meinem Vater hatte sich ein Freundschaftsverhältnis herausgebildet. Als Palleske, der lange Zeit ein Engagement am Oldenburger Hoftheater hatte, an dem auch sein Drama „Achilles“ mit Erfolg aufgeführt wurde, sich ausschließlich als Rezitator klassischer, besonders Shakespearescher Dramen und als Reuterinterpret betätigte, kam er wiederholt auch nach Inowrazlaw, wo er stets Gast in meinem Elternhause war. Unvergeßlich ist mir, in welcher wunderbaren Vollendung er die Forum-Szene aus „Julius Cäsar“ deklamierte. Den Massenruf: „Das Testament, das Testament!“ gab er so wieder, daß man tatsächlich ein Stimmengewirr zu hören glaubte.

Hier muß ich auch eines väterlichen Freundes aus meiner frühesten Jugend, des Sanitätsrats Dr. Salomon in Bromberg gedenken, dessen Haus während eines halbjährigen Aufenthaltes in dieser Stadt mir zu einem zweiten Elternhause wurde, in welchem ich mannigfache literarische Anregungen erhielt. Dr. Salomon war nicht nur ein tüchtiger Arzt, sondern auch ein produzierender Geist, der von seinen zahlreichen Gedichten allerdings nur ein einziges veröffentlicht hat. Dieses eine, das zum Volkslied geworden ist, sichert ihm ein dauerndes Andenken. Denn solange es noch Studenten geben wird, wird seingemütvolles, inniges Lied „Es hatten drei Gesellen ein fein Kol-

legium“, das in keinem Kommerzbuch, keiner Volksliedersammlung fehlt, gesungen werden.

Außer Schriftstellern waren es auch auswärtige, in Inowrazlaw konzertierende Musiker, deren allerdings meist nur kurze Besuche interessante und wertvolle Anregungen gaben. Ich hatte einen Konzertverein ins Leben gerufen, als dessen Geschäftsführer ich in Verbindung mit der Berliner Konzertdirektion von Hermann Wolff Künstlerkonzerte arrangierte. Mit der Wolffschen Konzertdirektion verbanden mich insofern auch landsmännische Beziehungen, als der damalige Direktor von Wolff, Hermann Fernow, ein Sohn des Landrats Fernow des Kreises Inowrazlaw war. Das erste Konzert, das ich arrangierte, war eine Sensation. Es wurde von Raimund Zur-Mühlen gegeben, der u. a. Schuberts „Allmacht“ und Schumanns „Aufträge“ sang und berechtigte Begeisterung erweckte. Ich hatte Zur-Mühlen in einem guten Zweispänner vom Bahnhof abgeholt. Der Sänger, der sein Taschentuch vor den Mund hielt, verständigte sich nur durch Zeichen. Auch im Wagen und im Hotel, in das ich ihn brachte, sprach er kein Wort. Aber um so lebhafter und gesprächiger wurde er nach dem Konzert. Wir saßen bis spät in die Nacht beim Glase Wein zusammen, und die Kosten der Unterhaltung trug fast allein Zur-Mühlen. — Zu meiner und meiner Mitbürger Freude brachte ich viele namhafte Künstler in unsere Stadt,

unter andern Marie Götze, Waldemar Meyer, das Halir-Quartett, Paul Bulß und andere mehr. — Einige Stunden der Aufregung verursachte mir Marie Dietrich von der Königlichen Oper; im letzten Augenblick bekam ich die Nachricht, daß sie nicht kommen könne. Glücklicherweise war Therese Rothauser für sie eingesprungen, die aber, um ihre Stimme nicht so besorgt wie Zur-Mühlen, sich schon während des Aussteigens aus dem Waggon gleich sehr lebhaft mit mir unterhielt. Sie erntete im Konzert mit den zwei Pagenarien aus Figaros Hochzeit „Ihr, die ihr Triebe . . .“ und „Neue Freuden, neue Schmerzen . . .“ sowie mit Schuberts „Ich hört' ein Bächlein rauschen“ tosenden Beifall.

Einen anregenden Abend verlebte ich mit David Popper nach seinem Konzert, das der berühmte Cellist mit der Sängerin Teresa Tosti gegeben hatte. Wir saßen in einem kleinen Kreise in angeregtester Stimmung zusammen und wollten noch gerne einige Lieder der Tosti hören. Sie war bereit, aber der Klavierbegleiter Panzer hatte sich bereits zurückgezogen. Popper stellte sich zur Verfügung und wir waren gespannt, dem Gesang mit Cellobegleitung zu lauschen. Popper nahm nicht sein Cello, sondern setzte sich ans Klavier, begleitete wundervoll jedes Lied, das wir zu hören wünschten, auswendig und in jeder Tonart, die die Sängerin verlangte. Er schien das Klavier ebenso wie das Cello zu meistern.

Auch ein andermal hatte ich Gelegenheit, die Vielseitigkeit eines Künstlers zu bestaunen. Es war in Danzig, wo ich die Bekanntschaft des Kammer-sängers Heinrich Ernst von der Königlichen Oper in Berlin machte. Ich schrieb über das Erlebnis nach Hause: „Ich lernte heute früh Herrn Kammer-sänger Ernst kennen, dem ich gestern abend meine Karte mit den wenigen Worten „E r n s t ist die Kunst, heiter das Leben“ auf sein Zimmer schickte. Er freute sich über die kleine Ovation, und wir waren den ganzen Nachmittag zusammen. Man spielte Klavier und sang, aber denkt Euch die Frechheit: ich sang und Ernst begleitete. Alles, was ich wollte, spielte er aus dem Kopf, denn wir hatten keine Noten. Wenn mir jemand mal gesagt hätte, ich solle vor Ernst, unserem jetzigen bedeutendsten Lohengrin, singen, ich wäre vor Aufregung krank geworden; und heute neben ihm war ich ruhiger, als wenn ich allein sang. Das machte das Wesen des begnadeten Künstlers. Er gab sich als Mensch. — Abends gingen wir in ein Konzert, von dem Cellisten Heinrich Grünfeld aus Berlin gegeben. Auch das war ein doppelter Genuß an der Seite des Sängers.“

Am nächsten Tage lernte ich noch bei meinen Danziger Verwandten den damaligen Dirigenten des Danziger Musikvereins kennen. Damals war er ein junger, unbekannter Musiker. Heute ist er der Direktor der Berliner Singakademie, Professor

Georg Schumann. Ich hörte ihn damals in einem Konzert eine Klaviersonate eigener Komposition spielen, was auf mich, der ich zum erstenmal einen lebendigen Komponisten sah und hörte, solchen Eindruck machte, daß ich Kompositionsunterricht zu nehmen beschloß. Der einzige Lehrer, welcher in unserm Städtchen dafür in Frage kam, war der Musiklehrer und Dirigent des Männergesangvereins Eugen Nick. Er war ein ganz tüchtiger Theoretiker, bei dem ich Harmonielehre und Kontrapunkt lernte, und der mich so weit brachte, daß ich kleine Lieder, Märsche usw. komponieren konnte. Charakteristisch für seinen „tiefgründigen“ musikalischen Standpunkt war sein Urteil über Richard Wagner. Er behauptete, daß Wagner keine Ahnung von richtiger Komposition gehabt habe und daß er nicht imstande gewesen wäre, einen Choral im strengen Satz zu schreiben. Dieses Urteil hat aber meiner Schwärmerei für Wagnermusik keinen Abbruch getan. Die stete Sehnsucht nach Bayreuth konnte ich in späteren Jahren stillen, und ich verlebte einmal mit Siegfried Wagners Kindern Verina und Wolfgang in Villa Wahnfried eine unvergeßliche, heitere Stunde.

Als ich meinen früheren Lehrer Nick später mal in Charlottenburg traf, fragte ich ihn, wo es einen guten Schoppen Bier gäbe, Nick erwiderte, daß er gar nicht orientiert sei, er wäre jetzt „aus jeder Vereinstätigkeit raus“. Als er noch Dirigent von

Männergesangvereinen war, war er mit den Bierverhältnissen natürlich besser vertraut.

Eine Zeit lang herrschte in unserm Städtchen besonders reges Musikleben. Wir hatten es einer romantischen Geschichte zu verdanken. Fräulein M., die musikalische, aber ziemlich extravagante Tochter eines Gutsbesitzers, war den Eltern entlaufen, zur Bühne gegangen und Opernsängerin geworden. Auf ihren Künstlerfahrten machte sie die Bekanntschaft des ersten Tenors der Mailänder Oper della Rocca. Die beiden heirateten sich und lebten einige Jahre im Engagement glücklich und zufrieden, bis ihnen beiden das Unglück zustieß, die Stimme zu verlieren und sie mittellos dastanden. Die verlorene Tochter kehrte mit ihrem Gatten und ihrem reizenden Töchterchen Hyacintha, das später als geigendes Wunderkind auftrat, in die Heimat zurück. Es fand eine Aussöhnung mit der Familie statt, und della Rocca ließ sich als Gesanglehrer in Inowrazlaw nieder. Dort hat der ausgezeichnete Musiker eine sehr erfolgreiche Tätigkeit ausgeübt. Auch ich hatte bei ihm meinen ersten Gesangunterricht. Doch nicht ihm, sondern einem andern trefflichen Sänger hatte ich die Anregung zum Gesangstudium zu verdanken. Es war dies ein Schüler der Königlichen Hochschule in Berlin, Rudolph Pawlowski, der einmal seine Ferien bei einer ihm befreundeten Familie in Inowrazlaw verlebte und der auch in

unserer Familie verkehrte. Pawlowski hatte das Manuskript eines Liedes, das sein Freund und Mitschüler an der Hochschule, „Max“, komponiert hatte, mitgebracht, das er in der Begleitung meines Bruders Gottlieb mit seiner kräftigen, wohlklingenden Baritonstimme sang. Dieses Lied hatte es mir angetan. Es hieß „Nebel“, und der damals fünfundzwanzigjährige Komponist war der nachmalige Professor Max Stange, der bis zum Jahre 1921 an der staatlichen Musikhochschule in Charlottenburg dozierte.

Der alte Professor schrieb mir einmal: „Fünfundvierzig Jahre sind eine lange und doch so kurze Spanne Zeit. Ich bin nun bereits fünf Jahre im Ruhestand, wirke aber trotz meiner siebzig Jahre noch sehr eifrig im Dienste der Frau Musica als Lehrer und als Dirigent des Erkschen Gesangsvereins und des Berlin-Brandenburgischen Provinzialsängerbundes.“

Der Berliner Musikkritiker Dr. Leopold Schmidt äußert sich einmal über Stange wie folgt: „Dieser Mensch spiegelt sich auch in seiner Musik. Sie ist geradlinig gesund (auch in ihrem Humor), natürlich und aufrichtig. Anfangs — auch Stange war ein Hochschüler — ein wenig brahmisch angehaucht. Aber dann ging er seinen eigenen Weg. Sein Satz ist klangvoll, er trifft den Ausdruck und bleibt harmonisch einfach noch bei kunstvoller Stimmführung.“ — Starke Anregungen durch Stange und

Pawlowski wurden Haupttriebfedern zu meinem Gesangunterricht.

Die Stunden bei della Rocca waren aber nicht sehr erfolgreich. Er glaubte in mir einen Tenor entdeckt zu haben, und er unterrichtete mich nach der italienischen Schule. Meine Töne klangen entsetzlich „klößig“, ich hatte ständig Halsschmerzen, die nur dadurch einigermaßen behoben wurden, daß mein Lehrer mir regelmäßig nach der Stunde den Hals mit einer Lösung von Tannin und Glycerin pinselte. Außerdem gab er mir Faulbaumtee zu trinken. Dieses sei, wie er sagte, ein gutes Abführmittel, der Gebrauch bedeute eine für den Sänger besonders wichtige Angelegenheit. Also ein ziemlich merkwürdiger Unterricht, bei dem ich das bißchen Stimme, das mir die Natur mitgegeben hatte, wohl bald gänzlich verloren hätte. Zum Glück — denn die Gesangskunst hat mir und meiner Umgebung in den spätern Jahren noch viel Freude gemacht — kam nach Inowrazlaw eine herumziehende Operntruppe, um dort eine Reihe von Opernvorstellungen zu geben. Es war dies in der Zeit der Hochschulferien. In der Truppe befanden sich mehrere vorgeschrittene Schüler und Schülerinnen von Musikschulen, die ihre Ferien teils zur Übung, teils aus Abenteuerlust, teils um etwas zu verdienen, ausnutzten.

Ich war damals zweiundzwanzig Jahre alt, im „Ehrenamt“ „wohlästimierter“ Musikkritiker der

Inowrazlawer Zeitung „Kujawischer Bote“, und daher eine in den „Künstlerkreisen“ wichtige Persönlichkeit.

In meiner Kritikerstellung fühlte ich mich ganz als „Redaktion“, so daß ich meine Kritiken immer im pluralis majestatis schrieb, daher findet sich in einer Kritik über die Leistungen der Recha in Halévy's „Jüdin“ folgender „rührender“ Satz:

„Seelenvoll edel, rührend und mit tiefem, poetischem Hauche sang Fräulein Hedwig Dähn die Stelle nach dem großen Duett im zweiten Akt: ‚Nicht er allein ist strafbar‘; uns wenigstens traten da die Tränen in die Augen.“

In den Kreisen der Künstler hieß ich nicht anders als „Der kleine Doktor“, und man suchte dessen Freundschaft zu gewinnen. So machte auch der Baritonist der Oper mir einen Besuch, und er gab mir die Ehre — mich anzupumpen. Es war dies Harry Luntz, ein Schüler des Leipziger Konservatoriums, mit dem mich dann Jahre hindurch eine innige Freundschaft verband. Während seiner ferneren Studienzeit verbrachte er stets die Ferien in meinem Elternhause, und er erwarb sich die Liebe unsrer ganzen Familie. Luntz war ein origineller Mensch, allerdings etwas überspannt. Strengster Vegetarianer und Buddhist. Er behauptete, daß er es bis zum „Subhadra Bickschuh“ gebracht habe. Was das eigentlich war, konnte ich nie herausbekommen. Es war dies anscheinend

die höhere Stufe einer Weltanschauung. Jedenfalls war er äußerst bescheiden und anspruchslos und fühlte sich glücklich mit den Kokosnüssen, die er aß und mit der Kokosmilch, die er trank. Er trug nie einen Hut, sondern schmückte sein Haupt mit einem Kranz von Blättern oder Getreideähren. Aber das war es nicht, was ich an Luntz schätzte. Er war vor allem ein ganz ausgezeichneter Gesangspädagoge. Er verkehrte in Leipzig mit den Koryphäen der damals hervorragenden Leipziger Oper: Karl Perron, Karl Scheidemantel, Otto Schelper, und er profitierte von diesem Umgange außerordentlich, da er großes Nachahmungstalent besaß. Er hatte sich eine nie versagende Tonbildung angeeignet; mehrere Jahre hindurch gab er mir immer in den Ferien Gesangunterricht. Luntz konstatierte, daß ich kein Tenor, sondern ein Bariton sei und brachte meine Stimme „von hinten nach vorne“, wie er sich ausdrückte. Halsschmerzen hatte ich jetzt beim Singen nie mehr. — Nach beendetem Studium ging Luntz nach Amerika. Von da habe ich nichts mehr von ihm gehört, aber ich bewahre ihm stete Dankbarkeit.

Gelegentlich des vierwöchigen Sommerurlaubs, welchen ich im Seebade Zoppot verlebte, hatte ich dort den Kapellmeister der Danziger Oper, Kiehnhaupt, kennengelernt, der im Sommer die Konzerte der Zoppoter Kurkapelle dirigierte. Mit seiner Begleitung sang ich wohl täglich am Vormittag im

Saale des Kurhotels, in dem ich logierte. Dabei fand sich gern ein andächtiges Auditorium von Kurgästen ein. Schon gewohnheitsgemäß versammelten sich um die gleiche Stunde die Gäste, aber einmal erschien Herr Kiehaupt nicht.— Meine Zuhörer wollten auf die musikalische Unterhaltung nicht gerne verzichten, und da erbot sich ein kleiner sechzehnjähriger Jüngling, die Klavierbegleitung zu übernehmen. Wer selbst singt — ob Künstler oder Dilettant — weiß, wie sehr der Sänger vom Begleiter abhängig ist und wie unbehaglich und unsicher er sich bei einer stümperhaften Begleitung fühlt. Ich fürchtete mich mit der Begleitung dieses Jungen vor einem Kreise fremder Zuhörer zu blamieren und dankte daher für das Anerbieten, indem ich auf die Schwierigkeiten der Liedbegleitungen hinwies. Aber der Jüngling gab nicht nach und behauptete, er könne alles begleiten. Diese anscheinende Arroganz ärgerte mich, und ich wollte mir den Jungen vom Halse schaffen. Ich zeigte ihm die schwierigen Noten der großen Heiling-Arie „An jenem Tag“, da würde ihm ja Hören und Sehen vergehen! Aber was war der Effekt? Er setzte sich an den Flügel und sagte zu mir: „Bitte!“ Ich fragte ihn, ob er das Stück schon einmal gespielt habe. Als er es verneinte, empfahl ich ihm, es doch erst einmal durchzuspielen, worauf er erwiderte: „Ich spiele es prima vista, Sie können ganz beruhigt sein.“ Und mein junger

Begleiter spielte wirklich ohne Fehler und im Ausdruck und in der Anשמiegung an die Gesangsstimme wie ein Künstler. — Wir musizierten nun in Zoppot täglich zusammen und stehen noch heute — nach über dreißig Jahren — in Verbindung. Die in meinem Besitze befindlichen Briefe des damaligen Gymnasiasten, späteren Studenten, nachmaligen Klaviervirtuosen und jetzigen Direktors der Staatl. Musikschule in Weimar, Prof. Bruno Hinze - Reinhold, gewähren einen interessanten Einblick in die Entwicklung einer Künstlerlaufbahn.

Ebenfalls den allmählichen Aufstieg, allerdings leider auch Abstieg, eines andern Künstlers konnte ich verfolgen: In einem Galanteriewarengeschäft meiner Vaterstadt war ein kleiner Lehrling, Albert Krzywynos beschäftigt, der eine sehr hübsche Stimme hatte. Nach beendetem Stimmwechsel war er im Besitz einer außergewöhnlichen Tenorstimme mit dem sogenannten „hohen C“. Angelo Neumann entdeckte das Stimmphänomen, ließ den jungen Mann ausbilden und engagierte ihn für das deutsche Landestheater in Prag unter dem Künstlernamen „Werner Alberti“. Angelo Neumann war es, der Mascagnis „Cavalleria rusticana“ in Deutschland einführte, wo er die Oper 1891 in Berlin mit Dr. Muck als Kapellmeister zur Aufführung brachte. Werner Alberti feierte als erster Turridu unerhörte Triumphe; — etwas später hörte ich ihn in einer

Troubadour-Aufführung bei Kroll, in der er die berühmte Stretta drei- oder viermal wiederholen mußte. Aber es war lediglich das herausgeschmettete hohe C, dem die Menge enthusiastisch zujubelte. Das war damals modern, und Sänger ähnlicher Qualität wie Heinrich Bötzel, Emil Götze, Wladislaus Mierzwinski hatten dieser Naturanlage ihre Erfolge zu verdanken. Aber ebenso plötzlich wie diese Sterne am Kunsthimmel auftauchten, verschwanden sie auch. In einer Kritik schrieb damals der Musikkritiker des „Berliner Tageblatts“, Heinrich Ehrlich, über Alberti: „Als Herr Werner Alberti vor einigen Jahren hier als ein gänzlich Unbekannter ein Konzert im Englischen Hause gab, das nur von sehr wenigen Vertretern der Presse besucht war, da überraschte er höchlich durch seine schöne, klangvolle, ungemein umfangreiche Stimme, den feurigen und natürlichen Vortrag. Eine glänzende Zukunft war ihm zu prophezeien. Seither hat er sich der Bühnenlaufbahn gewidmet und viele sehr bedeutende Erfolge gewonnen. Er befindet sich nun auf der Strecke der Laufbahn, in welcher sich entscheiden muß, ob er einen Gipfel erklimmt, dauernden, unbestrittenen Künstlerruf gewinnt oder in der angenehmen, bequemeren Region jener Erfolge verweilt, die einige Jahre dauern, aber mit der Abnahme der Kräfte in unverhältnismäßiger Weise sich vermindern.“ Die Hoffnungen, die man da-

mals auf Werner Alberti setzte, erfüllten sich leider nicht. Alberti stammte aus Gnesen, welche Stadt gleichfalls die Wiege einer Künstlerin war, deren Stimme entdeckt zu haben ich mich rühmen darf. Dies war einem Zufall zu verdanken: Der Kantor an unserer Gemeindesynagoge, Herr Friedmann, übrigens ein Sänger, der eine große, wohlklingende Baßbariton-Stimme hatte, beabsichtigte, um den Gottesdienst feierlicher zu gestalten, einen gemischten Chor einzuführen. Er bat mich, die Melodien, die er niedergeschrieben hatte, vierstimmig zu setzen, da ihm die Theorie des vierstimmigen Satzes unbekannt war. Ich half ihm gern bei seinen Bestrebungen und kam dadurch auch in sein Haus. Dort war besuchsweise die Tochter seines Gnesener Kollegen Bertha Apfelbaum eingetroffen, die eine sehr talentierte Klavierspielerin sein sollte. Im Laufe der Unterhaltung fiel mir der klangvolle Sprachton des jungen Mädchens auf und ich fragte sie, ob sie nicht singe. Das verneinte sie. Ich veranlaßte sie aber, mir einige Töne nachzusingen, wodurch bestätigt wurde, daß hier ein ganzes Stimm-Material vorhanden war, ein in allen Lagen leicht ansprechender Sopran. Mein Anerbieten, während ihres Inowrazlawer Aufenthaltes bei mir einige Gesangsstunden zu nehmen, nahm sie dankbar an. Sie machte gute Fortschritte und in ihr reifte der Wunsch, Sängerin zu werden.

Auf meine Veranlassung fuhr Herr Apfelbaum mit seiner Tochter, der ich eine Empfehlung an Nikolaus Rothmühl gegeben hatte, nach Berlin behufs Prüfung und Beratung durch Autoritäten. Rothmühl bestätigte mein Urteil über die Stimmanlage Fräulein Apfelbaums, und so ging sie zum Wintersemester nach Berlin, wo sie in der Familie des Kantors Olitzki, des Vaters der Altistin von Ruf: Rosa Olitzka, ein freundliches und künstlerisch anregendes Heim fand. Fräulein Apfelbaum, mit ihrem Künstlernamen Bella Alten, hat alle auf sie gesetzten Erwartungen erfüllt. Sie wurde ein Star der „Metropolitan Opera“ in Newyork, ihre Gastspielreisen führten sie wiederholt auch nach Deutschland und nach Berlin. Ullsteins „Musik für Alle“ brachte im Hänsel und Gretel-Heft, neben dem Bild „des Frankfurter Gretels“: Hedwig Schacko, das Bild des „Amerikanischen Gretels“: Bella Alten. — Wer kann wissen, wie sich Bella Altens Lebensweg gestaltet hätte, wenn sie nicht damals im kleinen Hause hinter der Inowrazlawer Synagoge beim Kantor Friedmann entdeckt worden wäre! Auch des Kantors Tochter Toni hat Karriere gemacht, allerdings auf andere Weise. Ich vermittelte ihr durch einen meiner musikalischen Freunde, Max Goldstandt, einen Sänger, der seinen klangvollen Bariton auf der Hochschule in Berlin ausgebildet hatte, um Opernsänger zu werden, diesen Plan aber wegen seiner

kleinen Figur aufgegeben hatte und Kaufmann zunächst in Strelno, dann in Inowrazlaw und später in Berlin wurde, eine Empfehlung an seinen Freund, Professor Siegfried Ochs. Dieser schrieb, nachdem er Fräulein Friedmann geprüft hatte: „Das Mädchen hat eine hübsche, aber nicht übermäßig große Stimme. Ich habe ihr geraten, zu Adolf Schulze zu gehen. Dieser läßt sie zunächst von einer Hilfslehrerin vorbereiten und wird sie dann wahrscheinlich später selbst übernehmen.“ Fräulein Friedmann studierte fleißig an der Hochschule, doch ihre künstlerische Laufbahn durchkreuzte die Liebe. Sie vermählte sich mit Ignaz Waghalter, dem Operndirigenten und Komponisten der Opern „Mandragola“ und „Jugend“.

Es gab noch mehrere junge Damen in meiner Vaterstadt, die die Ausbildung ihrer Stimmen mir anvertrauten; ich gab diese Gesangsstunden sehr gern, lediglich aus Passion ohne jedes Entgelt. Alle brachten es zu freundlichen, ja beachtenswerten Leistungen, wenn sie auch nicht die Gesangkunst zu ihrem Lebensberuf erwählten. Nur eine Nichte von mir wurde Berufssängerin. Sie veranstaltete in Berlin und in Provinzstädten zahlreiche Liederabende und zählte zu ihren Schülerinnen auch die Tragödin Adele Sandrock, deren meisterhafte Deklamationen im engeren Kreise mir unvergeßlich bleiben werden. Heines „Wallfahrt nach Kevelaer“ konnte wohl nicht ergreifender

rezitiert werden als von dieser bedeutenden Schauspielerin.

Mit zahlreichen Künstlern und Künstlerinnen kam ich in meinem Leben in Berührung, mit einer sogar in des Wortes wahrster Bedeutung, indem ich ihr einen Kuß gab. Das war keine geringere als Adelina Patti. Damals war ich ein etwa zwanzigjähriger kunstbegeisterter Jüngling und wohnte dem letzten Konzert bei, das die Patti in Berlin gab. Es fand in der Philharmonie statt, und der Enthusiasmus des Publikums war unbeschreiblich. Ich selbst war in einem Taumel der Verzückung. Zum Schluß des Konzerts, als der Beifall nicht enden wollte, sprang ich, Ort und Umgebung vergessend, auf das Podium und drückte der Gefeierten einen Kuß auf den entblößten Arm, welche spontane Ovation die Diva lächelnd entgegennahm. Ich besinne mich, daß die Patti an jenem Abend den größten Erfolg mit dem einfachen Liede „Letzte Rose“ aus „Martha“ hatte, das sie mit einer entzückenden Einfachheit und Natürlichkeit sang: Das w a r a b e r K u n s t.

Meine musikalischen Fähigkeiten wurden in der kleinen Stadt bei allen möglichen Anlässen in Anspruch genommen, z. B. bei Wohltätigkeitskonzerten und Vereinsvorstellungen. Bei solchen Gelegenheiten brachte ich sogar ganze Operetten zur Aufführung. Die Ausführenden waren lediglich Dilettanten, Damen und Herren aus der Stadt.

Außer den Solisten stand mir ein Damenchor aus meist bildhübschen jungen Mädchen zur Verfügung. Eine von ihnen machte, wenn ich den Taktstock schlug, mein Herz stets schneller pochen. Sie hatte es mir angetan, und obwohl sie von allen am schlechtesten sang, schloß ich doch mit ihr einen Kontrakt auf Lebenszeit. Sie war das vom Himmel mir beschiedene geliebte Weib.

SIEBENTES KAPITEL

Eine deutsche Siedlung in Polen. — Ein jüdischer Landwirt.

Mein Vater, der auf seinem Landgut Woydahl das Landleben kennen und lieben gelernt hatte und der Landwirtschaft jederzeit Interesse entgegenbrachte — er war ständiges Mitglied des Landwirtschaftlichen Kreisvereins — konnte seine Sehnsucht in späteren Jahren nicht überwinden und erwarb ein kleines Landgut von 300 Morgen, das er von einem Inspektor bewirtschaften ließ, auf dem er aber regelmäßig sein Weekend verbrachte. Er legte auch aus praktischen Gründen einen Teil seines Vermögens im Acker an, denn er, der so viele industrielle Krisen erlebt hatte, sagte immer: „Wenn alles schiefgehen sollte, mit dem, was mir die Erde hergibt, werde ich mit meiner Familie nie Hunger leiden können.“ — Das kleine Anwesen lag etwa zwei Meilen von Inowrazlaw entfernt, in einer deutschen Siedlung, die sich längs der gewaltigen königlichen Forsten, die sich von Thorn bis Bromberg erstreckten, hinzog. Es waren dies sogenannte „Hauländereien“, die schwäbischen Ansiedlern von Friedrich dem Gro-

Ben gegen einen jährlichen geringen Zins ohne Kaufgeld als Eigentum verliehen worden waren. Diese deutschen Bauern hatten inmitten der ihre Wirtschaften umschließenden polnischen Landgüter und Dörfer ihre Eigenart: Sprache, Sitten, Kleidung und Gebräuche vollkommen bewahrt. — Wenn man, von Inowrazlaw kommend, nach einstündiger Wagenfahrt eine Hügelkette passiert hatte, bot sich dem Auge ein ungewohntes Bild; man glaubte in einem fremden Lande zu sein. Man sah eine unendliche, von unabsehbaren Wäldern auf einer Seite begrenzte Niederung, über welche, im Gegensatz zu den polnischen Dörfern, in denen die Gehöfte nebeneinander an der Dorfstraße standen, hier die einzelnen Gehöfte zerstreut waren. Wohnhaus, Scheune und Stallgebäude, meist mit einem kleinen Blumen- und Obstgarten, lagen in der Mitte des Ackergeländes. Ein Besuch zum Nachbar beanspruchte schon einen tüchtigen Spaziergang. Im Winter, wenn Äcker und Wege verschneit waren, bekam man seine Nachbarsleute kaum zu sehen. Im Frühjahr erst schüttelten sich die Freunde nach langer, langer Pause wieder die Hände. — Die Leute waren dort wenig begütert, denn der Boden war nicht fruchtbar. Die oben erwähnte Hügelkette war die Scheidegrenze zwischen dem fruchtbaren kujawischen Ackerlande und einer ursprünglichen Sandwüste. In uralten Zeiten reichte die Weichsel bis an die Hügelkette,

und die Dörfer standen auf altem Stromgrunde. Diesem dürftigen Sandboden rangen die Hauländer in mühseliger Arbeit nur anspruchslose Früchte, wie Lupinen, Roggen, Hafer u. dgl. ab, und da sie in ihren Anschauungen sehr konservativ waren, hatten sie von den Errungenschaften der modernen Landwirtschaft bei sich nichts eingeführt. Wie es der Vater gemacht hatte, machte es der Sohn, und der Vater hatte an dem, was der Großvater gemacht hatte, nichts geändert. Hier bot sich für meinen Vater wiederum Pionierarbeit. Er wußte, daß jener Landwirt recht hatte, der in einer Sitzung eines landwirtschaftlichen Vereins seinen Vortrag mit folgenden Worten schloß: „Meine Herren, alles was wir hier reden und beraten und was unser Ziel ist, ist doch nur das eine: Mist, Mist, Mist.“ — Die Hauländer hielten bei ihren geringen Futterernten nur wenig Viehbestand, und wo wenig Vieh ist, ist auch wenig Dünger. Es war ein *circulus vitiosus*: Da die Leute wenig Vieh hielten, hatten sie wenig Dünger; da sie wenig Dünger hatten, hatten sie wenig Futter und da sie wenig Futter hatten, konnten sie wenig Vieh halten.

Um aber an einer Stelle den Hebel anzusetzen, wurden sie durch ihren Konservatismus und auch durch Mangel an Kapital gehindert. Mit lächelndem Staunen sahen die Bauern, daß mein Vater große Viehherden auf seiner Wirtschaft einstellte und diese mit industriellen Kraftfutterstoffen wie

Ölkuchen, Kleie usw. füttern ließ. Es fand eine erhöhte natürliche Düngerproduktion statt, deren Wirkung sich schon bei der nächsten Ernte zeigte. Mein Vater hatte auch das Herz, die aufsprießenden Getreidepflanzen noch mit künstlichen Düngemitteln, wie Kali, Chile-Salpeter usw. zu bestreuen. Alles das war den Hauländern unbekannt, oder sie wagten wenigstens diese Neuerungen nicht. Aber erstaunt waren sie, zu sehen, was man auch auf Sandböden bei intensiver Bearbeitung ernten konnte. Die größte Anerkennung fanden die Leistungen meines Vaters bei der Hauptpersönlichkeit der ganzen Gegend, dem königlichen Revierförster, dem mein Vater überhaupt sehr imponierte, nachdem er von dessen Beziehungen zu seinem höchsten Vorgesetzten, dem Landesoberforstmeister v. Ulrici, dem ersten Forstbeamten der Monarchie, erfahren hatte. Es war dies eine Badebekanntschaft meines Vaters, die aber von nicht so kurzer Dauer war, wie gewöhnlich Badebekanntschaften sind. Mein Vater stand lange Zeit im Briefwechsel mit Herrn v. Ulrici, welcher ihm ein Bild von sich dediziert hatte. Dies fand einen Ehrenplatz in meinem Elternhause. — Das Wort „Ulrici“ hat mir in spätern Jahren auf Reisen des öfters die Türen eines Forsthauses geöffnet. Einmal bereitete es mir und meiner Familie eine glückliche Stunde: Wir hatten uns bei einer Wanderung im Harz verlaufen und irrten stundenlang im dichten Walde

umher, ohne den richtigen Weg zu finden. Uns plagte Hunger und Durst. Endlich kamen wir an ein Forsthaus, aber wir gerieten an eine sehr unliebenswürdige, abweisende Försterin, die für uns nichts übrig hatte. Da es Kriegszeit war, wo Lebensmittel überall mehr oder weniger knapp waren, waren wir nicht allzusehr enttäuscht, wenn auch durch unser Hungergefühl sehr deprimiert. Da erschien der Förster, ich machte mich mit ihm bekannt, indem ich en passant erwähnte, daß mein Vater mit dem früheren Landesoberforstmeister v. Ulrici befreundet war. „Ulrici!“ rief der Förster aus, „ich war einer der acht Förster, die seinen Sarg zu Grabe getragen haben. Sie müssen mir von Herrn v. Ulrici erzählen!“ Damit führte er uns in sein Haus. Nach kurzer Zeit saßen wir an einer reichlichen Kaffeetafel, es gab nicht nur Kaffee und Kuchen, nein, ein besonderer Genuß, den wir in den langen Kriegsjahren völlig entbehrt hatten, wurde uns noch zuteil. Die inzwischen freundlicher gewordene Frau Försterin setzte uns eine Schüssel selbstgeschlagener Schlagsahne vor. Damals ein Ereignis! Das hatte das Zauberwort „Ulrici“ vermocht.

Auch im poesievollen Försterhause unsers Dörfchens genoß Herr v. Ulrici Verehrung, nicht nur seitens des Försters, sonder auch seiner „kunstliebenden“ Gattin. Sie war eine einfache Frau, aber sie schwärmte für Lenau und hatte ein Kla-

vier und ein Töchterchen, das schlecht und recht die Tasten schlug. Einmal überraschte sie mich mit der Aufforderung an ihre Tochter: „Gretel, wir wollen mal das neue Eierduett vorsingen.“ Und nun spielte sich folgende Szene ab: Gretel setzte sich ans Klavier und Frau Förster verließ das Zimmer. Dann klopfte sie an die Tür, Gretel spielte einige einleitende Takte, Frau Förster steckte den Kopf durch die Tür und sang mit Gretels Begleitung:

Frau Meier, Frau Meier,
Wer paßt denn auf die Eier?

Worauf Gretel, sich selbst weiterbegleitend, einfiel:

Was kümmern denn die Eier mir,
Sie sehen ja, ich spiel' Klavier!

Ich weiß nicht, aus welchem Grunde der Komponist dieses erschütternden Duetts vorgeschrieben hatte, daß beide Strophen noch einmal wiederholt werden sollten. Jedenfalls erklangen wieder die Töne der den Kopf durch die Tür steckenden Försterin:

Frau Meier, Frau Meier,
Wer paßt denn auf die Eier —

Oh, war das schön! . . . Aber immerhin! An dieses weltentlegene, poetische Försterhaus, in dem

„auch eine“ Kunst, so gut es eben ging, gepflegt wurde, und wo ich so oft aufrichtige Gastfreundschaft genossen, denke ich heute sehnsuchtsvoll und dankbar zurück, denn damals fühlte ich mich glücklich, daß ich nur einen einzigen Wunsch hatte: ewig im Walde zu liegen . . . , zu singen . . . , zu träumen.

Zu den Honoratioren des Dorfes gehörte außer dem Förster der Lehrer, dessen anziehende Tochter die Postagentur versah, und außerdem der Pfarrer. Letzterer gab gelegentlich ein Beispiel von Toleranz, das vielleicht einzig dasteht, wenigstens bei evangelischen Geistlichen selten sein dürfte: Im Dorfe wohnte eine arme jüdische Witwe mit ihrem Sohne, sie waren in weitem Umkreise die einzigen Juden. Als der Knabe dreizehn Jahre alt war und eingesegnet wurde — dies wird in Inowrazlaw oder dem nächsten Städtchen Argenau geschehen sein — schenkte der Pfarrer dem Knaben das Alte Testament mit einer von ihm eigenhändig in hebräischer Sprache geschriebenen Widmung. Ich hatte diese Bibel oft in der Hand und betrachtete sie immer im Hinblick auf die in der großen Welt durch einen Stöcker und Ahlwardt entfachten antisemitischen Stürme mit Verehrung für den wahren Seelsorger in der weltentlegenen, einsamen Hauländerei. —

Man sollte meinen, daß unter dem Einfluß eines solchen Geistlichen die Gemeindemitglieder eine

höhere geistige und sittliche Entwicklung hätten nehmen müssen. Wenn dies vereinzelt der Fall gewesen sein sollte, sonderlich bemerkbar war es im allgemeinen nicht. Das zeigte sich zumal in der meist pietätlosen Behandlung der Alten durch die heranwachsende Generation. In der Hauländerei war es Sitte, daß der Hofbesitzer in einem gewissen Alter seine Wirtschaft an den ältesten Sohn oder Schwiegersohn vererbte und ihm als Altsitzer ein sogenanntes Leibgedinge auf dem Grundstück hypothekarisch eingetragen wurde. Die jungen Leute zogen in die bisher von den Eltern bewohnten Räume, während diese sich mit einem kleinen Hinterstübchen begnügen mußten. Die Eltern wurden beiseite geschoben und führten meist ein trauriges Dasein. Es war eben immer so gewesen, und daher blieb es auch weiter so. — Zuweilen kam es bei den Parteien zu Schikanen. Ich entsinne mich eines schweren krassen Falles: Für einen Altsitzer war das Recht des „Eingangs“ in seine Stube durch die Vorderstube seines Nachfolgers grundbuchamtlich eingetragen. Infolge eines Streites verweigerte der Junge dem Alten, aus seinem Hinterstübchen durch die Vorderstube ins Freie zu gelangen. Er hätte zwar das verbrieftete Recht, durch die Vorderstube in das Hinterzimmer zu gehen, nicht aber umgekehrt. Tatsächlich mußte der Alte, wenn er hinauswollte, durch das Fenster klettern; es blieb ihm nichts anderes übrig. Die Eintragung hätte

lauten müssen: Das Recht des „Durchgangs“ durch die Vorderstube, nicht des „Eingangs“. Die Geschichte erscheint unglaublich, aber ein ähnlicher Rechtsfall spielte sich auch in meiner Vaterstadt ab: Für die an das Franziskanerkloster, in dem sich später die väterliche Fabrik befand, angrenzende katholische Schule war das Recht der „Einfahrt“ über das Klostergrundstück in das Schulgrundstück eingetragen. Letzteres hatte noch eine zweite Einfahrt bzw. Ausfahrt nach der Straße. Das Schulgrundstück war an einen Privatmann verkauft worden, auch mein Vater hatte sein Grundstück verkauft. Es standen sich nunmehr zwei neue Nachbarn gegenüber. Der neue Besitzer des Schulgrundstücks brach das Gebäude ab und errichtete einen großen Neubau, welcher die ganze Straßenfront, also mit der früheren Einfahrt von der Straße, einnahm, denn er rechnete mit dem für sein Grundstück eingetragenen Rechte der Zufahrt über das frühere Franziskanerkloster-Grundstück. Der Besitznachfolger meines Vaters ließ nun zwar zu, daß Fuhrwerke über sein Grundstück in das Nachbargrundstück hineinführen, er weigerte sich aber, die Rückfahrt zu gestatten; das frühere Schulgrundstück war nun tatsächlich ohne Zufahrtsgelegenheit, denn was nützte die Einfahrt, wenn keine Ausfahrtmöglichkeit vorhanden war. Der Weg durch ein Fenster, wie bei dem Altsitzer, war nicht möglich. Hier hieß es ähnlich, daß die Ein-

tragung hätte lauten müssen: Das Recht der „Durchfahrt“, nicht der „Einfahrt“. — Doch zurück zu unserem Dorf, in dem sich nicht nur Trauriges und Ernstes, sondern auch Heiteres abspielte. Hiervon will ich jetzt erzählen: Unser Inspektor hatte ein etwa zweijähriges Söhnchen, das sich bis dahin gut entwickelt hatte, aber nun erkrankt war. Als mein Vater und ich an das Bettchen des Kleinen traten, sagte die Frau Inspektor schon untröstlich, das Kind würde sterben, denn auch die Medizin helfe nicht. Auf die an die Frau gerichtete Frage, welcher Arzt das Kind behandle, erfolgte die überraschende Antwort, sie habe keinen Arzt kommen lassen, denn sie hätte noch eine halbe Flasche Medizin von ihrer Entbindung her stehen, die gebe sie nun dem Kleinen, aber eine Besserung sei nicht zu bemerken. — Wenn die Medizin auch nicht geholfen hat, geschadet hat sie glücklicherweise nicht, denn der Junge wurde gesund und entwickelte sich kräftig.

Der Bildungsgrad dieser Frau auf dem Lande war der gleich primitive, wie der eines Ehepaares in der Stadt, mit dem Dr. Kühlbrand etwa fünfzig Jahre früher folgendes Erlebnis hatte: Der Arzt behandelte einen Schwerkranken, dem er eine Medizin verschrieben hatte. Als er am nächsten Tage an das Krankenbett trat, fand er den Zustand des Kranken unverändert schlecht. Er beruhigte und gab die Anordnung: „Fahren Sie mit der Medi-

zin fort!“ Beim Krankenbesuch am nächsten Tage fand er das Zimmer leer, das Bett war zugedeckt, der Kranke war nicht zu sehen. „Aber liebe Frau, wo ist denn Ihr Mann?“ — „Ja, Herr Doktor haben doch gestern gesagt, mein Mann soll mit der Medizin fortfahren; da is er aufgestanden, hat die Medizinflasche genommen und is fortgefahren.“ Dem Schwerkranken war übrigens die Reise gut bekommen — er hatte ohne ärztliche Behandlung gesund werden können.

Ein anderes Geschichtchen, das einem Inowrazlawer Kaufmann passierte, ist wert, nicht in Vergessenheit zu geraten: Der Inowrazlawer fuhr mit seinem Einspanner durch die Hauländerei, als plötzlich sein Pferd einen schweren Kolikanfall bekam und verendete. Es war Abend geworden, und der Kaufmann mußte sich nun umtun, um heimzukommen. Aber all seine Versuche, einen der Bauern zu bewegen, ihn — natürlich gegen Bezahlung — nach der Stadt zu fahren, scheiterten. Einer nach dem andern lehnte es ab, zu so später Stunde noch anzuspannen. Da kam der Bedrängte im letzten Augenblick auf einen Gedanken: Er sah bei dem Bauern, der wie die meisten dort unten neben dem Ackerbau auch Holzschnitt betrieb, einen Stapel Bretter und Bohlen liegen. Er handelte um einige der Hölzer und bewilligte den verlangten Kaufpreis unter der Bedingung, daß die Bretter noch heute in die Stadt nach seinem Ge-

hört gebracht würden. Dieses Geschäft ließ sich der Bauer nicht entgehen. Das Holz wurde auf den Wagen geladen, die Pferde vorgespannt und heidi! ging es nach der Stadt, nachdem der Kaufmann auf dem Strohsitz neben dem Bauern sich niedergelassen hatte. Ohne die Bretter wollte er um keinen Preis anspannen, aber m i t den Brettern — ja Bauer, das ist etwas anderes! —

Wie mag es heute in den Herzen dieser kern-deutschen Hauländer aussehen, die infolge des Weltkrieges Staatsangehörige der polnischen Republik geworden sind?!

ACHTES KAPITEL

Abschied eines ostdeutschen Industriepioniers von Arbeit und Leben.

Am 26. Dezember 1899 wurde das fünfzigjährige Bürgerjubiläum Aron Kurtzigs gefeiert. Zwei Adressen, die ihm die Mitglieder der Handelskammer und die städtischen Behörden an diesem Tage überreichten, stellen gewissermaßen die „Abgangszeugnisse“ über seine Lebensarbeit dar.

Die von den Handelskammermitgliedern und den Kaufleuten der Stadt überreichte Adresse lautet:

Hochverehrter Herr Stadtrat!

Während Ihrer nunmehr fünfzigjährigen Wirksamkeit haben Sie, hochverehrter Herr, als Kaufmann und Industrieller in unserer Stadt bahnbrechend gewirkt. Die kommenden Generationen werden Sie als einen der ersten Pioniere preisen, welcher, die spätere größere Entfaltung vorausahnend, die Dampfkraft für den Dienst der gewerblichen und industriellen Tätigkeit angewandt hat. Sie haben dadurch der Entwicklung unserer Stadt und unserer gesamten Heimatprovinz die Wege gewiesen und zur gegenwärtigen Blüte den Grundstein gelegt.

In dankbarer Würdigung Ihrer großen Verdienste um unsern Stand nahen wir uns Ihnen am

heutigen Tage mit unsern aufrichtigsten Glückwünschen. Möge es Ihnen noch lange vergönnt sein, in geistiger und körperlicher Frische die Erfolge Ihrer Tätigkeit zu genießen . . .“

Die Adresse des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung hatte folgenden Wortlaut:

„Arbeit und Fleiß, das sind die Flügel,
So führen über Strom und Hügel.“

Arbeit und Fleiß! Das war der Inhalt Ihrer fünfzigjährigen Tätigkeit in unserer Stadt, auf die Sie, hochverehrter Herr Jubilar, an dem heutigen Tage mit stolzer Freude zurückblicken dürfen. Als Jüngling kamen Sie hierher, erfüllt mit ernster Schaffensfreudigkeit, rastlos haben Sie sich die langen Jahre hindurch als Mann betätigt, als Greis sind Sie heute umgeben und gefeiert nicht nur von liebenden Verwandten, sondern auch von weiten Kreisen Ihrer Mitbürger und Freunde aus Stadt und Land.

Wenn auch wir, die städtischen Behörden, beschlossen haben, Ihnen, hochverehrter Herr Stadtrat, an Ihrem Ehrentage unsere Glückwünsche darzubringen und unserer Anerkennung Ihrer vielen Verdienste Ausdruck zu verleihen, so geschieht dies, weil uns ein herzliches Gefühl der Kollegialität und Dankbarkeit dazu treibt. Sie haben unserer Stadt als Vorkämpfer für Handel und Gewerbe unschätzbare Dienste geleistet. Sie haben

unter den schwierigsten Verhältnissen mit Tatkraft und Ausdauer große industrielle Werke nicht nur gegründet, sondern auch erhalten und gefördert, Sie haben durch Ihre bahnbrechenden Unternehmungen Hunderten zum Erwerb ihrer Existenz und zum Wohlstand verholfen. Sie haben als Mitglied der Stadtverordnetenversammlung seit dem Jahre 1858, des Magistrats seit dem Jahre 1875 mit seltener Pflichttreue dem Wohl der Stadt gedient und sind in dieser Tätigkeit ebenso geschätzt wegen Ihrer reichen Erfahrungen, wie beliebt wegen Ihres edlen, hochherzigen Charakters. Nehmen Sie daher, verehrter Herr Jubilar, unsere aufrichtigsten Glückwünsche heute entgegen.“

Nach diesem Gedenktage zog sich der greise Lebenskämpfer mehr und mehr von den Geschäften zurück und lebte bis zu seinem Tode fast ausschließlich seinen Ehrenämtern und dem Studium der Bibelkommentare von Raschi. Er verschied am 16. Oktober 1904, zweiundachtzig Jahre alt, ohne daß seinem Tode eine Krankheit vorgegangen war, plötzlich am Familientische, indem er sich auf seinem Sessel, wie um einzuschlummern, ein wenig zurücklehnte. —

Der würdige Rabbiner sprach am Sarge die alle Trauernden aufrichtenden Worte: „Er starb nach dem Ausspruche der alten Weisen: ‚Mit einem Kusse, den Gott auf seine Stirn gedrückt hat.‘“ —

Erläuterungen

zu den im Buche vorkommenden hebräischen Ausdrücken

Beshamidrasch	Lehrhaus.
Droschoh	Gelehrte Predigt.
Kaddisch	Totengebet.
Machsor	Feiertagsgebetbuch.
Meschuggas	Verrücktheit.
Minjan	Vorgeschriebene Mindestanzahl von zehn männlichen Personen zur Abhaltung eines Gottesdienstes.
Niegan	Melodie.
Reb	Bezeichnung als „Herr“.
Schiwuh	Siebtägige strenge Trauer.
Schma Iisroel	Höre, Israel!
Schofar	Synagogales Blasinstrument.
Thora	Gesetzesrolle.

Alphabetisches Namensverzeichnis

- A**beking, Dr. 45.
Ahlwardt 152.
Albert, Prinz 46.
Alberti, Werner 139—141.
Alexander, Jonas 40. 51.
Alexander, Michael Salomon
40—43. 45. 46. 48. 49. 51.
Alexis, Willibald 37.
Alten, Bella 142.
Ansorge, Conrad 52.
Apfelbaum, Bertha 141. 142.
Arnakpeik 56. 57.
Auerbach, Berthold 52.
- B**amberger, Dr. 46.
Barnay, Ludwig 53.
Bartels, 90—91.
Basch, Louis 66.
Bathori, Stephan 7.
Beaden, Lizzie 80. 81.
Beethoven 36.
Beinesch, Juda 14. 15.
Berg, Dr. 69.
Bernstein, Dr. Aron 8. 9. 12.
13. 36—40.
Bernstein, Eduard 14. 39.
Bernstein, Jacob 13.
Bernstein, Julius 8.
Björnson, Björn 53.
Bloch, Ph. 6.
Bock-Neumann, Henriette 53.
Bötzel, Heinrich 140.
Börne 124.
Bulß, Paul 130.
Bunsen, Dr. von 43—46.
- C**ameron 71.
Canning, Sir 45.
Carter 77. 79.
Caul 47.
Chamisso 37.
Crémieux 48.
Cronegk 53.
- D**arwin 111.
Dehmel, Richard 53.
Dietrich, Marie 130.
Düring, Grete 53.
Duncker, Franz 40.
- E**delmann, Z. H. 7.
Ehrlich, Heinrich 140.
Epenstein 15.
Ernst, Heinrich 131.
Eulitz-Verlag 112.
- F**ernow, Hermann 129.
Franchot 22.
Friedmann, Kantor 141. 142.
Friedmann, Toni 142. 143.
Friedrich der Große 2. 146.
Friedrich Karl, Prinz 29.
Friedrich Wilhelm IV 41.
43—45.
- G**eorg Herzog von Meiningen 53.
Gladstone 45.
Goethe 48.
Götze, Emil 140.
Götze, Marie 130.
Goldstandt, Max 142.

Goltz, Bogumil 32—36. 52.
Graetz, Lonis 64—88.
Grant 73.
Grünfeld, Heinrich 131.
Gundra, Marie 53.
Gutenberg 126.

Haber, Siegmund 95.
Halir 130.
Harun, Mohamet 63.
Hauswaldt 100. 101.
Haydn 63.
Hebeler 45.
Heine, Heinrich 95. 124. 144.
Held, Adolf 27.
Hershell 41.
Hinze-Reinhold, Bruno 139.
Hille, Peter 116.
Hufeland 15.
Humboldt 112.

Jacob 13. 14.
Jacobsen, Kapitän 55.
Jacobsen, J. B. 53.
Justinus, Oskar 116.

Kalakaua 62.
Kästner 124.
Kiehaupt 137. 138.
Kronthal, Arthur 6.
Krupp, Friedrich 30.
Kühlbrand, Dr. 6. 12. 15—19.
21. 54. 94. 155.
Kühlbrand, Bertha 21.
Kühlbrand, Emma 21.
Kühlbrand, Henriette 21.
Kühlbrand, Johanna 21.
Kühlbrand, Rosalie 21. 54.
Krzywynos, Albert 139.
Kurtzig, Aron 2—6. 21—31.
64. 88. 90—94. 97. 98. 102
—109. 111. 112. 125—128.
146. 148. 149. 154. 158.

Kurtzig, Gottlieb 94. 96. 134.
Kurtzig, Louis 88.

Lagerlöf, Selma 53.
Lassalle 25. 38—40.
Lenau 151.
Lichtenberg 124.
Liliencron, Detlev v. 116.
Luntz, Harry 136. 137.

Marx, Karl 14.
Mascagni 139.
Mehring, Siegmar 116.
Meir, Rabbi 7. 8.
Meyer, Waldemar 130.
Mierzwinski, Wladislaus 140.
Mombert 14.
Mosse, Rudolf 38.
Mozart 63.
Muck, Dr. 139.
Munk, Salomon 48.

Napoleon I. 2.
Neander, Kurt 63.
Neumann, Angelo 139.
Neumann, Anna 58.
Neumann, Heinrich 54. 57.
Neumann, Johanna 32. 33. 35.
36. 40. 51.
Neumann, Kurt 62. 63.
Neumann, Meta 58. 59. 61.
Neumaun, Nehemias 32.
Neumann, Otto 62.
Neumann, Paul 61. 62.
Neumann, Rosalie 54. 58.
Neumann, Rudolf 54—58. 61.
86.
Neumann, Wilhelm 54.
Nick, Eugen 132.

Ochs, Siegfried, Prof. 143.
Olitzka, Rosa 142.

Palleske, Emil 127. 128.
Panzer, Rudolf 130.
Patti, Adelina 144.
Pawlowski, Rudolf 133—135.
Paxmann, Wenker 89.
Pederzani-Weber 58. 59.
Perron, Karl 137.
Pope 124.
Popper, David 130.

Radziwill, Fürst 7. 9. 11.
Raff, Joachim 40.
Rahmer, Dr. 46.
Raschi, 160.
Rebenstein 37.
Reil, Joh. Chr. 15.
Reimann, Rudolf 97.
Rellstab 37.
Reuter, Gabriele 53.
Rickert, Heinrich 36.
Rocca, della 133. 135.
Rosecranz, 73. 76.
Rosenbaum, S. 124.
Rothausen, Therese 130.
Rothmühl, Nicolaus 142.

Salomon, Sanitätsrat 128.
Sandroch, Adele 143.
Sawage 71.
Saxo 57.
Schacko, Hedwig 142.
Schafheitlin, Professor 116.
123. 124.
Scheidemantel, Karl, 137.
Schelper, Otto 137.
Scherman 79.
Schleinitz, Baron 45.
Schmidt, Dr., Leopold 134.
Schmidt, Dr., Peter 62.
Schuckmann, von 15. 16.
Schulze, Adolf 143.
Schulze-Delitzsch 39.
Schumann, Georg, Prof. 132.

Semrau, Prof. 35.
Sinn 99. 100. 101.
Spiro, Joske 37.
Stange, Max 134. 135.
Steinmetz, General 29.
Stettenheim, Julius 116—119.
121. 122. —
Stöcker, 152.
Sudermann, Hermann 59.
Swift 124.

Thomas 47.
Tosti, Teresa 130.

Ullstein 54. 142.
Ulrici, von 149. 150.

Weitch 50. 51.
Victoria, Königin von Eng-
land 45.
Viseur 16.
Vogel v. Falkenstein 29.

Waghalter, Ignaz 143.
Wagner, Oskar 95.
Wagner, Richard 132.
Wagner, Siegfried 132.
Wagner, Verina 132.
Wagner, Wolfgang 132.
Wahl, Saul 6. 8. 12.
Watt, James 23.
Weiß, Friedrich 40.
Wilhelm I. 14. 115.
Williams 21.
Wilmowski, von 115.
Wolf, Georg 52.
Wolf, Julius 52.
Wolf, Luise 53.
Wolff, Hermann 129.
Wolfthorn, Julie 52. 53.

Zur-Mühlen, Raimund 129.
130.